



# Geöffnetes Gefängnis Eintritt in neue Räume

Informationsbrief  
Nr. 69/3-2011  
für  
Juli  
August  
September



Monatsspruch September 2011:  
Jesus Christus spricht:  
Wo zwei oder drei in meinem Namen  
versammelt sind,  
da bin ich mitten unter ihnen.  
Matth. 18,22



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

„When Israel was in Egypt's Land, let my people go!“, sangen wir vor 50 Jahren. Gott hat sein Volk aus der Gefangenschaft in Ägypten und Babylon heraus geführt. Das gern gesungene Negro-Spiritual erinnert an die Befreiungs-Hoffnung der versklavten Farbigen. Und 1961, in diesem Sommer vor fünfzig Jahren, wurde in unserem Volk eine Gefängnis-Mauer errichtet, die fast drei Jahrzehnte stand.

Natürlich berichtet dieses Heft von den unseligen Vorkommnissen im Sommer 1961, als selbst der Evangelische Kirchentag in Berlin geteilt wurde. Gefängnisse zwischen Völkern und Ländern sind nicht von Natur gegeben, sondern werden in den Köpfen der Menschen errichtet. Wenn wir nicht christbrüderlich agieren, laufen wir Gefahr, Mauern zu errichten.

Wir haben sie noch zwischen Nord- und Südkorea, zwischen Beirut und Haifa, zwischen Gaza und Hebron. Aber auch unsere Wohllebens-Festung Europa errichtet zu Wasser, zu Lande und an Flughäfen Mauern gegen die Dritte Welt. Wir wollen aber für alle neue Räume schaffen.

Denn wo Christen zusammen sind, da ist Gottes versöhnlicher Geist unter ihnen. Wer treten in neue Freiheiten ein. Der Monatsspruch September, den uns Prof. Dr. Heiko Hörnicke auslegt, spricht davon. Wir erfahren, wie dieser Geist Mauern des Hasses nieder reißt, auch in der in diesem Brief abgedruckten Geschichte „Herbstzeit des Lebens: Versöhnung am Lebensende über dem gemeinsamen Glauben“ von Dr. Hans Dieter Friebel: Der Autor versöhnte sich mit zwei alten Elsässerinnen, die aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs jahrzehntelang Hass gegen Deutschland mit sich herum getragen hatten.

Von diesem Geist der Versöhnung erhofft sich mit Ihnen vieles,

Ihr

# Inhalt

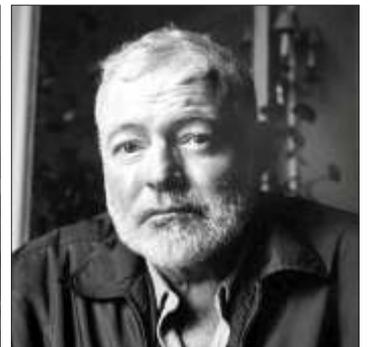
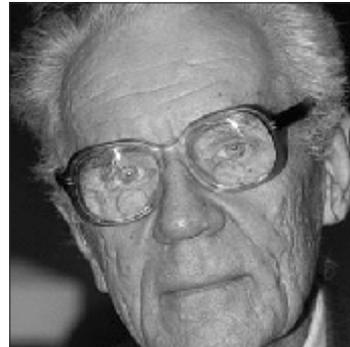
- 2 Grußwort
- 3 Inhalt
- 4 Andacht

## Kurzgeschichte

- 6 Der Griesgram oder - Wenn es späte geworden ist

## Aus Kirche, Politik und Gesellschaft

- 10 Nach den Tüchern ins Sprungtuch
- 15 Distanz durch Bonhoeffers Deutlichkeit
- 19 Drift nach Nirgendwo
- 21 Sozialarbeit hier und dort
- 23 Das Leben lebenswert machen
- 25 Das Mehr an menschlicher Zuwendung
- 26 Neubeginn mit Entlastung
- 27 Willkürlich gerechnet
- 27 Nicht nur halbherzig Armut bekämpfen
- 28 Problembezirke nicht abhängen
- 29 Etwas Brot und ein Besuch



## Aktuelle Seniorenthemen

- 30 Auf Potenziale des Alters setzen
- 35 Tuchfühlung mit Paul und Sophia
- 42 Sich rundum aufgehoben fühlen
- 43 Das zweite Leben mit Preziosen
- 45 Lebensrettende Hoffnung .....

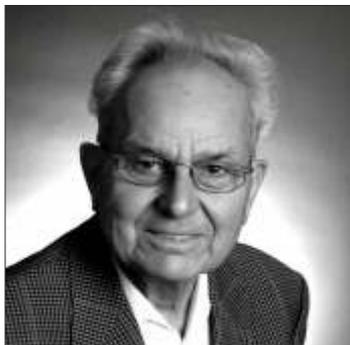
## Aus den Evangelischen Seniorenwerk

- 48 ESW-Stand dicht umlagert
- 51 Auf nach Frankfurt
- 52 Gesund in die geschenkten Jahre
- 54 Die Vielfalt des Älterwerdens
- 55 Jedem einen Platz sichern
- 56 Gesund essen und viel bewegen
- 57 Couch-Gastgeber willkommen
- 58 Komm bald wieder!
- 59 Über Stock und Stein am Bergbach entlang
- 61 Freuen Sie sich noch auf etwas?
- 62 Herbstzeit des Lebens

## Hinweise und Mitteilungen

- 64 Für Sie gelesen
- 67 Heimgang nach eigenem Gusto
- 70 Kinder treten für Eltern ein
- 70 Der Vorstand tagt
- 71 Impressum

Andacht  
von  
Prof. Dr.  
Heiko Hörnicke,  
Stuttgart



Gedanken zum  
Monatsspruch für  
September 2011

**JESUS CHRISTUS SPRICHT:**

Wo zwei oder drei  
in meinem Namen  
versammelt sind,  
da bin ich mitten  
unter ihnen.

Matth. 18,20

Gemeinsam leben -  
einander helfen

Die Aussage bezieht sich an dieser Stelle zunächst auf den voran gegangenen Vers. Ein gemeinsames Gebet im Namen Jesu Christi hat Vollmacht. Unser Vers nennt aber eine ganz wesentliche Grundlage für das Leben als Christ: Verbindliche Gemeinschaft. Zinzendorf sagt es so: Ich statuierere kein Christentum ohne Gemeinschaft.

Das gilt in allen Phasen unseres Christ-Seins. Besonders am Anfang des Glaubensweges. Wer neu zum Glauben findet, braucht Begleitung. Jemanden, dem er die vielen Fragen stellen kann, die am Beginn des neuen Lebens auftauchen. In eine solche Zweierschaft gehören auch Beichte und Zuspruch der Vergebung. Wer heute als Christ lebt, wird sich dankbar an die Menschen erinnern, die ihn in verschiedenen Abschnitten seines Glaubensweges begleitet haben. Nun ist es an uns, andere geistlich zu begleiten.

Jüngerschaft: Immer wieder entscheiden sich Menschen dafür, den Weg des Glaubens zu gehen. Wenn sie aber nicht weiter geführt werden, gewinnt das keinen Einfluss auf ihr Leben. Dann erfahren sie nichts von der befreienden Kraft, Lebensfreude und Lebensfülle, die Menschen in der Nachfolge Jesu erleben.

Wie soll es stattdessen sein? Jesus will nicht Bekehrte, sondern Jüngerinnen und Jünger! Jesus hat sein Leben mit seinen Jüngern drei Jahre lang Tag und Nacht geteilt. Er hat sie gelehrt, er hat seine Lehre veranschaulicht. Er hat die Jünger (zwei und zwei!) ausgesandt, sie durften Erfahrungen sammeln und Fehler machen. Er hat sie ermutigt und korrigiert. Glauben wir eigentlich, wir könnten mit weniger Aufwand neue Christen die Fülle des Evangeliums lehren und ihnen dann helfen, alles ins Leben umzusetzen?

Im Missionsbefehl ist uns eine solche Begleitung aufgetragen: Geht hin und macht zu Jüngern alle Völker ... und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.

In diesem Sendungsauftrag wird uns noch umfassender Gemeinschaft geboten. Wieder ist uns zugesichert, dass Christus dabei ist. Ziel dieser Beziehung ist Charakterbildung und geistliche Reife, Christus näher kommen und Christus ähnlicher werden. Jüngerschaft unterscheidet sich von Unterricht durch die ganzheitliche Vermittlung eines Lebensstils. Lernen und Tun.

Wo aber finden wir in unseren Gemeinden solche

Begleitung? Prof. Ruhbach (1933-1999; Professor für Kirchengeschichte an der Kirchlichen Hochschule Bethel) sagte: Jüngerschaft ist in unseren Gemeinden das am meisten vernachlässigte Prinzip. Daher die Frage an jeden von uns: Bei wem bin ich Jünger? Wer ist mein Jünger? Der Auftrag gilt unabhängig von unserem Alter, hat lediglich andere Formen. Rückhalt für unseren Lebensalltag: In dieser Welt, die nach ganz anderen Werten lebt, können wir als Christen nur bestehen, wenn wir in verbindlicher Gemeinschaft leben. Dann haben wir Glaubensgeschwister, die uns ermutigen und korrigieren. Wie das geschieht, sagen uns die „Einander-Stellen“. Es gibt etwa 35 im Neuen Testament. Sie geben Orientierung in den vielfältigen Beziehungsproblemen, die auftauchen, wenn wir uns auf Gemeinschaft einlassen. Sie zeigen, dass Gemeinschaft ein Geben und Nehmen ist.

Einige Beispiele:

Römer 15,7: Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Lob!

1. Petr. 4,10: Dient einander, ein jeder mit der Gabe, die er empfangen hat!

Hebr. 10,24: Lasst uns aufeinander acht haben und uns anreizen zur Liebe und zu guten Werken!

Auch im Alter brauchen wir Menschen, mit denen wir über Nöte und Probleme reden können. Bei denen wir unser Herz ausschütten können. Die uns aber auch den Kopf zurecht rücken. Die uns ermutigen, wenn unser Leben schwieriger wird.

Echte Gemeinschaft beginnt zu zweit: In seinem Buch „Zweierschaft“, das viele geprägt hat, sagt der Studentenseelsorger Hans Bürki (1925-2002): Wir als Christen sind gemeinschaftsunfähig geworden, weil wir Gemeinschaft mit allen im Auge haben und den Anfang, die Gemeinschaft mit einem oder wenigen Menschen, nicht kennen. Christen kennen Geselligkeit. Viele sind auch in Gesprächsgruppen. Echte Gemeinschaft kennen wenige. Die erste Voraussetzung für solche Gemeinschaft: Dass Jesus dabei ist. In Jesu Na-

men beisammen sein. In seiner Nachfolge. Die zweite Voraussetzung ist Ehrlichkeit.

Pseudogemeinschaft: In den meisten Gruppen, auch in unseren Gemeinden, besteht aber nur Pseudogemeinschaft. Man spricht nicht über die wahren Nöte, man sagt nicht, was man wirklich denkt, man zeigt sich nicht so, wie man wirklich ist. Man fürchtet Ablehnung. Würde mich der andere noch lieben, wenn er alles von mir wüsste? Wir sind zu stolz, anderen unsere Bedürftigkeit und unsere Schwäche zu zeigen. Wir tarnen diesen Stolz als falsche Bescheidenheit. Wir sind bereit, anderen zu helfen, aber selten uns selber helfen zu lassen. In Wirklichkeit möchten wir uns nicht öffnen.

Echte Gemeinschaft: Sie erfordert Ehrlichkeit, Offenheit, Selbstoffenbarung. Konflikte müssen ausgetragen werden. Das dafür notwendige Vertrauen dazu kann erst langsam wachsen. In Gemeinschaft muss man Zeit investieren.

Ich werde nie erfahren, ob andere mich annehmen, wie ich bin, bevor ich nicht offenbare, wie ich wirklich bin. Die Versicherung, dass ich angenommen bin, reicht nicht aus. Ich kann solche Annahme erst finden, nachdem ich vertraue und die Realitäten meines Lebens offenbare.

Es kostet Überwindung, unsere Masken abzulegen, verwundbar zu werden, unseren guten Ruf zu riskieren. Wir denken, wir legen anderen eine Last auf, wenn wir von unseren Nöten reden. In Wirklichkeit ehren wir sie! In der Welt haben wir Nachteile, wenn wir Schwäche offenbaren. Unter Christen hat das keinen Einfluss auf Liebe und Angenommensein.

Aber es lohnt sich, ehrlich zu werden! Wir bekommen dafür Liebe, Annahme, Fürsorge, Ermutigung, Ermahnung, Korrektur, Geistliches Wachstum, Charakter, Unterstützung.

Pseudogemeinschaft ist Konfliktvermeidung, echte Gemeinschaft ist konfliktlösend. Wir lernen unsere Verschiedenheit zu ertragen und zu schätzen. Bitte sag mir, wie ich auf dich wirke, wenn dich etwas an mir stört, wenn du erkennst, dass ich Veränderung brauche.

Dietrich Bonhoeffer hat den Unterschied zwischen seelischer und geistlicher Gemeinschaft herausgearbeitet. Es geht nicht um Sympathie, sondern um unsere gemeinsame Gliedschaft am Leib Christi. Christus hat diese neue Einheit hergestellt, mit seiner Hilfe können wir sie leben.

Zinzendorf (1700-1760) hat dafür gesorgt, dass möglichst alle Bewohner von Herrnhut in kleinen verbindlichen Zellen zusammen kamen. Zinzendorf lud zunächst die Menschen in kleine Gruppen zu sich ein. Er sprach mit ihnen über ihre Finanzen, ihren Bau, ihre Ehe, die Kindererziehung usw. Die Leute fanden Geschmack an dieser Art intensiven, brüderlichen Kontaktes. Darauf schließen sie sich freiwillig in Gruppen zu vier bis sechs Personen zusammen. Auf diese Weise entstanden - ohne Anordnung! - in wenigen Jahren über 100 Kleingruppen, sogenannte "Banden" in Herrnhut.

In diesen Gruppen wurden intensive zwischenmenschliche Beziehungen gepflegt, die vor allem der gegenseitigen Seelsorge aneinander dienten. Zitat: „Die eigentliche und vordringlichste Aufgabe der Banden lag in der praktischen, sittlichen Arbeit aneinander und untereinander, getragen von rückhaltslosem Vertrauen, reiner Herzensoffenheit und Freiwilligkeit... Mit dieser Art gemeinsamen Lebens war ein wichtiger Schritt zur Selbsterziehung der Gemeinde aus dem Glauben und aus der Liebe heraus getan... Die wahre christliche Lebensgemeinschaft sollte vertieft, der einzelne in ihr vor Versuchungen, Fehlritten und Enttäuschungen bewahrt werden“. Im Wertewandel des 21. Jahrhunderts brauchen die Christen solche Gemeinschaft genauso dringend!

Wachstum und Außenwirkung: Es gilt, Balance zu finden, zwischen dem Auftrag nach außen und dem Wachstum nach innen. Sonst verkommt die Gemeinschaft leicht zu selbstbezogener Gruppenwohlfahrt oder zu einem unbiblischen Rückzug in die Innerlichkeit. In der Gruppe entdecken wir unsere Gaben. Dann können wir einander helfen, unsere Berufung zu finden und darin zu leben. Es wird dabei immer Aufgaben geben, die wir gemeinsam bewältigen

und Aufgaben, welche die einzelnen mit dem Rückhalt der Gruppe allein meistern.

Zu Ostern haben wir wieder die Geschichte der Emmaus-Jünger gehört. Sie sind zu zweit unterwegs, aber sie kommen nicht aus ihrer Hoffnungslosigkeit und ihren Nöten heraus. Erst als Jesus (bei der Mahlgemeinschaft!) mit ihnen ist, erkennen sie die Zusammenhänge und werden zu neuer Leidenschaft entflammt.

Der Monatsspruch fordert uns heraus, zu prüfen, ob wir in einer echten Beziehung zu Menschen

## GEMEINDE

Warum willst du alleine bleiben mit deinem Können und deinen Grenzen, mit deinem Glück und deinen Tränen, mit deinem Glauben und deinen Zweifeln?

Ich suche damit die Gemeinschaft von anderen, die mich nehmen, wie ich bin. In ihrer Mitte fühle ich mich wohl; kann ich mich entfalten; ist Jesus Christus.

Das gibt uns Kraft und Ideen, Geborgenheit und Weite, Freude und Trost. Das ist Gemeinde.

REINI ARD ELLSEL zum Monatsspruch September

## Der Griesgram oder - Wenn es spät geworden ist Eine Kurzgeschichte von Dieter Spazier

Roland Knorr war widerstrebend in die Alten-Residenz eingezogen. Jetzt fünfundachtzig und sein fortgeschrittenes Alter verleugnend, hatte er zwanzig Jahre nach der Emeritierung als Professor für Mittelalterliche Geschichte, erst recht nach seiner Verwitwung, die vor langem erforderlich gewordene häusliche und persönliche Pflege immer vehementer abgewiesen.

Anfänglich als Grobian geltend, war er zuletzt ganz und gar unleidlich geworden. Immer schon hartschalig und autoritär, mochte er niemanden dem nahe kommen lassen, was er weiträumig als seine Intimsphäre empfand. Nicht nur, dass er ein schlechter Patient war, auch schon nur die haushaltliche Hilfe, dann erst recht fremde Hände, die bei der Körperpflege wie beim An- und Auskleiden unumgänglich waren, nannte er entwürdigend. Gegen eine jüngere polnische Pflegerin, die gebrochen deutsch sprach, dafür umso mehr freundlich und emotional zugewandt war, sehr tüchtig und umsichtig vor allem, hatte sich Knorr zuletzt ausgesprochen hässlich und beleidigend verhalten. Dass sie dabei verständnisvoll freundlich bleiben konnte, brachte ihn erst recht auf und ließ ihn alle Fassung verlieren. Er schimpfte sie eine eingeschleuste Ostnutte. Als er zuletzt sogar nach ihr schlug, musste von Amts wegen eingegriffen werden. Wanda weinte, als man ihn abholte. Sie sprach von seinem weichen Herzen. Ganz sicher meine er es nicht so.

Das nun zahlreichere Publikum in der Residenz schien in dem alten Herrn, der sich mit allen rechtlichen Mitteln gegen dieses ‚Zuchthaus‘ zu wehren drohte, nicht mehr für möglich gehaltene Kräfte zu wecken. Er brüllte nicht nur in

seinen neuen vier Wänden und in den Gängen. Er hielt im Gesellschaftsraum auch lautstarke Vorträge über die nationale Würde des deutschen Geistes. Der Geschichte vorgreifend sei erzählt, dass er nach einiger Zeit richtiggehend ein Bildungsprogramm ersann und beispielsweise eine mehrteilige Vorlesung über das Reich der Ottonen hielt. Aber davor lagen viele Wochen, in denen seine Zwangsverlegung auf eine geschlossene psychiatrische Abteilung für Unruhige erwogen war. Leise sprach man von ihm als einem ungehörigen Rabauken ohne Anstand, laut aber spendeten sie ihm aus Angst den geforderten Applaus. Einige meinten beschwichtigend, das sei ein Koller, der sich bald legen werde. Man verstehe ja, dass er als der frühere Mann von Ehre, der er war, mit Gott und der Welt hadere.

Dann trug sich die Affäre mit dem Fahrstuhl zu. Eben war Roland Knorr in seiner fünften Etage eingestiegen, als eine etwa vierzigjährige ziemlich aufgeregte Frau eilig gelaufen kam, um noch zuzusteigen. Aber der Alte versperrte den Lift. Er stand ganz vorn quer. Gegen die eine Seitenwand hatte er seinen Rollator gedrückt, nach der anderen Seite stand er gebeugt und fingerte an der Tastatur, um auf E zu drücken. In der sechs Personen fassenden Kabine stand in der einen hinteren Ecke ganz verängstigt eine alte Dame, die sich in dieser peinlichen Situation am liebsten verkriechen wollte. Knorr brummte: „Besetzt! Sieht man doch. Gleich nebenan ist die Treppe.“ Im Erdgeschoss angekommen, hinkend seinem Rollator auf den Gartenausgang zu folgend, nahm der Professor wahr, wie zugleich mehrere Menschen, Hausbedienstete und andere aus verschiedenen Richtungen auf eine vor Schmerzen laut stöhnende Frau zuliefen, die vor der untersten Treppenstufe am Boden lag. „Nein, nicht anfassen“, rief eine Angestellte in Schwesterntracht, das sieht nach Komplikation aus. Schnell Nummer 112! Geht nicht ohne den Arzt.“ Die Gestürzte blutete stark aus einer offenen Wunde am linken Unterarm. Man konnte den gebrochenen Stumpf eines Knochens sehen. Knorr registrierte das alles äußerlich teilnahms-

los und bemerkte nur: „Wer es zu eilig hat ... Der Rest ist bekannt“, und zog weiter seine Bahn. Jemand klärte die anderen auf, Frau Dr. Rita Frey sei das. Sie habe aus einem Fenster des fünften Stockes gesehen, wie man gerade ihr Auto abschleppen wollte. Es habe im Halteverbot gestanden. „Das fängt ja gut an“, vernahm man den hinzutretenden Geschäftsführer der Altenresidenz.

Prof. Knorr war überhaupt nicht mit sich selbst im Frieden. Er redete sich ein, man müsse in den reifen Jahren des Lebens nichts weiter als nur noch ‚wesentlich‘ leben. Was das sei, wusste er eigentlich nicht, zwang sich dafür mit der Formel, nur noch die Wahrheit gelte, zum Stillhalten. Zu fragen, was das sei, zieme einem gebildeten Menschen nicht, der „Nathan der Weise“ von Lessing gelesen habe. Wichtig sei, keine Schwäche zu zeigen, sondern nach außen die Fassung zu bewahren, was doch nichts anderes war, als eine Fassade aufzubauen und diese zu verteidigen. Er versuchte aber, das vergangene Leben noch einmal Revue passieren zu lassen, sozusagen eine Art Kontrollrechnung zu veranstalten.

Natürlich traten da immer wieder Lücken auf. Im Grunde hätte er etwas dafür gegeben, wenn jemand, wohl am besten einer seiner verstorbenen Freunde aus vergangener Zeit, da gewesen wäre, ihm zu helfen, den Zusammenhang herzustellen. Zu leicht glitt er in seine Selbstrechtfertigungsmuster. War er eben kurz vor einer Einsicht, beispielsweise, dass er durch seinen unerbittlichen Gewissheitsglauben, der keine Zweifel und keine Fragen zugelassen hatte, doch im Grunde stets nur negative Reaktionen ausgelöst habe, so beschwichtigte er sich alsbald damit, man habe aus Scham und Stolz nicht zugeben wollen, dass er recht hatte. Man habe nicht erkannt, dass seine Wahrheit unwiderlegbar war. Dafür hatte er selbst einen alten Lehrer aus dem 19. Jahrhundert als Vorbild gehabt. Man müsse, wenn es an Anerkennung und positiver Resonanz fehle, das für einen Wahrheitsbeweis ansehen. Aus dem Stummsein und der Distanz des Auditoriums sei im Grunde der

hohe Rang und die überlegene Haltung des Wahrheitsverkünders abzulesen. Selbst Zurückweisung und Ablehnung dürften einen da nicht irre machen. Im Übrigen genüge es, im Leben nur eben einen Freund zu haben. Wenn Knorr nachdachte, wollte ihm allerdings auch dieser eine nicht einfallen. Wahrscheinlich waren sich der idealisierte Lehrer und sein gläubiger Schüler einander die einzigen ‚Freunde‘. Nur gut, dass man als Historiker zwischen den eigenwilligen Deutungen der Geschehnisse, immer auch ein recht umfangreiches episches Material auszubreiten hatte, was auf die Zuhörer wie Märchen wirkte und eigene Phantasien zuließ.

Die verstorbene Ehefrau des Professors, die es nicht geschafft hatte, den ersehnten Sohn zur Welt zu bringen, war schweigsam und pflichttreu um ihren gelehrten Mann herum gewesen. Erst die seither verstrichenen zwanzig Jahre, da ihn auch wie eine Keule die Zurruesetzung getroffen hatte, steigerte er sich in seine ausweglose Sinnsuche. Niemand hatte vermocht, die ihn ständig atemloser machende Enge zu sprengen. Immer öfter riss ihm der Geduldsfaden. Die Weisheit des früheren Lehrers war immer blasser und zuletzt unkenntlich geworden. Knorr konnte nicht entgehen, dass sein Argwohn alle, die gelegentlich um ihn waren, ratlos und ängstlich machte. Sie waren wohl überein gekommen, ihn einfach reden zu lassen und dabei neutrale Gesichter zu machen. Das musste jedoch nicht wirklich gelungen sein. Sie würden sich verstellen und ihn damit umso mehr missachten. Was bildeten sie sich ein? Dünkten sich wohl klüger als er? Hielten ihn für starrsinnig? Wollten ihn also strafen? Umso heftiger wurden seine Ausbrüche. Darauf jene Heuchelei: Was sie denn falsch gemacht hätten? Der Zorn hat seine eigenen Gesetze. Dann gelang es noch weniger, aufkeimenden Selbstzweifeln nachzugehen.

Zunächst noch gab es Hilfsangebote aus dem weiteren Verwandtschaftskreis, die sich in seinem einsamen Haus einfanden. Sie brachten ihre Kinder, dann ihre Enkel mit. Denen gegenüber war er milde. Freute sich ihrer kindlichen Fragen.

Beschenkte sie sogar mit altem Spielzeug und Süßigkeiten. Aber das ging auf die Dauer nicht gut. Sind Kinder nicht der Abklatsch ihrer Eltern und Großeltern? Wenn man, ganz gleich wie alt, milde gegen ihn war, dann war das nicht seiner Bildung, Ehre und Autorität geschuldet. Es konnte nur seiner wachsenden Schwäche gelten. So schloss sich immer wieder der Kreis. Und es war kein Entkommen. Das sah er ein, erschrak darüber, fing an, sich selbst ungeheuerlich vorzukommen. Was denn eigentlich waren seine Wahrheiten? (Welch gnädiges Schicksal,



Der Alte - Kohlezeichnung von Ingrun Spazier

dass niemand solche Gespräche, die er mit sich selbst führte, zu hören vermochte!) Nicht, dass er sein Verhalten nach außen hätte korrigieren können; was ihm auch gar kein Gedanke war. Aber er entdeckte, wie wenig ihm selbst klar war, was denn seine ‚Wahrheit‘ sei. Wenn er es jemals gekonnt haben sollte, jetzt fand er

jedenfalls keinen Weg mehr, diese Grundfrage zu denken. Zu seiner quälenden Zwiespältigkeit gehörte besonders, dass er womöglich das Eigentliche des menschlichen Lebens versäumt zu haben schien. Statt dessen war er idealen Vorstellungen aufgesessen. Er hatte ein luftiges Bildungsbewusstsein mit Moral vermischt, vielleicht sogar verwechselt. Er hatte in extremer Weise zwischen oben und unten unterschieden. Hatte sich vorgegaukelt, anders als die schlichten Menschen den Homo sapiens zu verkörpern. Das ausdrücklich zu zeigen, glaubte er den Ungebildeten gegenüber verpflichtet zu sein. Obwohl ein Rationalist und kein gläubiger Mensch glaubte er, ihm sei eine Art säkularer Missionstätigkeit aufgegeben. Dabei gelang ihm noch zu erkennen, dass dies womöglich eine Anmaßung war. Wer, so gebildet er auch sein mochte, durfte sich herausnehmen, den Herrscher zu spielen? Nachträglich mischten sich in sein Erinnern der eine und andere Einwurf aus dem Munde kritischer Zuhörer. Er habe wohl selbst noch nie einem anderen Menschen zugehört! Nie dessen Anliegen zur Kenntnis genommen. Ihn nie seinerseits Fragen stellen lassen. Schemenhaft sah er die früheren Gesichter. Dann auch wieder nicht. Zumeist war er tatsächlich nur bei sich, mit sich selbst beschäftigt. Seine Rede und sein Ausdruck sollten perfekt sein. Die Gesprächspartner waren stumme Zuhörer und hatten eigentlich gar keine Gesichter. Oder richtiger: Er nahm sie nicht wahr. Denn natürlich zeigten die, je nach dem, Verständnis oder auch Zweifel und auch Ablehnung. So habe er sich wohl benommen wie der einzige Akteur auf der Bühne. Sein Leben war ein Einpersonenstück. Häufiger als zuvor stellten sich Zustände ein, in denen er sein Herz klopfen spürte. Ahnungen, Reue, Scham? Lieber akzeptierte er, was der Heimarzt diagnostizierte: Schwäche, für den alternden Organismus ganz normal. Aber dadurch geriet die Fassade ins Wanken. Die Autorität erlitt Einbußen. Wenn diese aber sowieso nicht mehr glaubhaft war? In der Altenresidenz war aufgefallen, dass Herr Professor Knorr zugänglicher geworden war. Man honorierte dies mit einer ihm nicht gekannten Freundlichkeit. Er erhielt den Besuch jener

Frau Dr. Rita Frey. Sie war von ihrem Unfall genesen. Es war ihr förmlich daran gelegen, mit jenem Manne, der sich an ihrem Vorstellungstag als Heim-Psychologin so grob abweisend verhalten und mittelbar ihren Sturz verschuldet hatte, ins Gespräch zu kommen. Sie war es auch, die organisierte, dass er in Monatsabständen als Historiker Vorträge halten und so an eine gewohnte Übung von früher anschließen konnte. Aber, wenn auch in den Grenzen des Altersmöglichen, vermochte sie ihn dahin zu bringen, dass ihm deutlich wurde, wie er sich im Grunde von den eigenen Gefühlen abgeschnitten hatte. Seine abstrakten Bildungsvorstellungen, erst recht das krampfhaft Bestehen auf der Wahrheit hat nie ein auch nur entfernter Ersatz dafür sein können, sich als den Menschen zu leben, der man selbst ist. Hatte er in den vorigen Jahren, wenn in seinen Träumen die ihn kosende und tröstende Mutter erschienen war, das immer als entsetzliche Albträume verbucht, von denen er sich förmlich durch langes Kaltduschen reinzuwaschen versuchte, so waren neuerdings Erinnerungsbilder von der ihn herzlich liebenden Mutter sogar im Wachen angenehm. Es gab einen sehr gefühlsbetonten Traum auch mit Frau Frey, die er als Mutter wahrnahm. Er hatte dabei vermocht, sich von ihr den Griesgram, der er war, als eine Art Schutzwall deuten zu lassen, als Maske, um den „weichen Kern unter der harten Schale“, von dem die polnische Wanda gesprochen hatte, zu verstecken. Er war beglückt aus diesem Traum erwacht. Simone de Beauvoir schreibt, was vor und nach ihr andere ebenso festgestellt haben, dass die Gesellschaft zu Unrecht den alten Menschen durch Verurteilung zu Langeweile und Einsamkeit zum Nichtsnutz degradiert. Sich ins Denken Siddarta Buddhas versetzend sagt sie: „Ich werde nicht mehr sein, ich bewahre meine Identität bei diesem Verschwinden“ (In: „Das Alter“ [La Vieillesse] Paris 1970). Dazu noch Worte von Jean Paul: Eine Klage über das Altern der Gefühle durch Jahre widerleg ich gern ... Nur ein enges Herz wächst nicht, aber ein weites wird größer; jenes verengen die Jahre, dieses dehnen sie aus. (aus: Über das Immergrün unserer Gefühle).

## Nach den Tüchern ins Sprungtuch Erinnerungen und Deutungen zum Bau der Berliner Mauer vor 50 Jahren von Pfarrer Hartmut Barend, Berlin

Juli 1961: Kirchentag in Berlin, Schlussveranstaltung. Ich sitze im voll besetzten Olympiastadion und erlebe Pastor Heinrich Giesen, der damals als Kirchentagspastor fungierte. In seiner wie immer launigen Begrüßungsansprache lud er die Kirchentagsbesucher zu einer mir bis heute unvergesslichen Zeichenhandlung ein: Er rief die deutschen Länder wie z. B. Sachsen, Bayern, Rheinland-Pfalz oder Thüringen auf, und dann sollten die Leute, die aus diesen Gegenden kamen, Tücher schwenken. Und das war dann auch so. Was war das für ein großartiger Anblick, was für eine wunderbare, zusammenführende Aktion! Ein letztes Mal vor dem Mauerbau saßen Deutsche aus West und Ost vereint in dem riesigen Berliner Olympiastadion und freuten sich an ihrer sichtbaren Einheit. Der Kirchentag war zwar ausdrücklich als Kirchentag in West-Berlin ausgeschrieben und vorbereitet worden; dennoch kamen von den insgesamt 42.900 Kirchentagsbesuchern 19.700 aus der damaligen DDR.

Wenige Tage nach diesem Kirchentag, der die Einmütigkeit der Deutschen auf so eindruckliche Weise vermittelte, kam es zum jähen Ende solcher Aktionen. Am 13. August 1961, also genau vor 50 Jahren, begann der Bau der Mauer, zunächst in ganz Berlin, dann aber Schritt für Schritt auch für die ganze innerdeutsche Grenze.

Wir konnten es fast ahnen  
Wir konnten es fast ahnen, auch wenn der Zeitpunkt und auch die Tatsache des Baus einer Mauer in Berlin als eine Art Staatsgeheimnis gehütet wurden. Da mussten auch Lügen und

Verschleierungen erhalten. Am 15. Juni 1961 noch war der Staatsratsvorsitzende der DDR, Walter Ulbricht, von Annamarie Doherr, einer Redakteurin der „Frankfurter Rundschau“, gefragt worden, ob denn seitens der DDR die Absicht bestünde, eine Staatsgrenze am Brandenburger Tor zu errichten. Er antwortete daraufhin, dass niemand die Absicht habe, in Berlin eine Mauer zu errichten. Zum ersten Male nahm er damit das Wort „Mauer“ in den Mund, ein Wort, das vorher nie eine Rolle gespielt hatte; er verriet sozusagen durch den Gebrauch dieses Wortes, dass der Mauerbau unmittelbar bevorstand. Ja, man hätte ahnen können, dass sich da etwas tun würde, und man konnte auch voraussetzen, dass Ulbricht nicht die Wahrheit sprechen würde. Dennoch kam der Beginn des Mauerbaus am 13. August für die meisten völlig unerwartet.

Allerdings: Wir persönlich konnten es fast ahnen. Wir, das waren die Menschen, die damals in Berlin-Marienfelde wohnten. Nur 5 Minuten von meinem damaligen Zuhause entfernt befindet sich die S-Bahn-Station Berlin-Marienfelde; und Tag für Tag konnte ich beobachten, wie Tausende aus der S-Bahn ausstiegen, um das nahe gelegene Notaufnahmелager Marienfelde zu erreichen. Zu Fuß waren das nicht mehr als fünf Minuten, aber die Marienfelder Allee war den ganzen Tag über schwarz vor Menschen. Jeden Tag kamen im Juli und Anfang August etwa 2.500 Menschen auf diesem Wege nach West-Berlin, und wir, die wir in der Nähe wohnten, hatten sie ständig vor Augen. Und wenn wir mit dem Bus am Notaufnahmелager vorbeifuhren, was für mich auf dem Wege zu meiner Schule nötig war, dann sahen wir das vor Menschen überquellende Lager. Wir hatten damals Tag für Tag vor Augen, was für die Machthaber in Ost-Berlin ein Dorn im Auge und mehr als das sein musste: Die DDR drohte auszubluten. Weit über drei Millionen Menschen hatten seit 1945 die damalige Ostzone verlassen, und die meisten von ihnen waren jüngere, gut ausgebildete Menschen. Und es wurden immer mehr, vor allem im Jahr 1961. Außerdem gab es im Jahr 1961 ca. 50.000 sogenannte Grenzgänger. Das waren Menschen, die

im Osten Berlins wohnten, aber im Westen der Stadt arbeiteten. Mit alledem ging der DDR viel an Wirtschaftskraft verloren.

Die Wochen davor

Inzwischen wissen wir auch noch mehr, vor allem wissen wir, dass der Mauerbau schon länger vorbereitet worden war, was bei einer so großangelegten Aktion ja auch gar nicht anders sein konnte. Eigentlich wollte die DDR schon im Jahre 1952 West-Berlin abriegeln, aber sie fand keine Unterstützung bei der sowjetischen Regierung. Diesmal war es anders. Walter Ulbricht hatte sich bei einem Treffen der Staaten des Warschauer Paktes in Moskau vom 3. bis 5. August 1961 von Ministerpräsident Chruschtschow sozusagen die letzte Einwilligung der Sowjets geben lassen. Offenbar haben damals auch die anderen Staaten des Warschauer Paktes ihre Zustimmung gegeben. Die Westalliierten wurden vorinformiert, allerdings war ihnen wohl kein konkreter Termin bekannt; nur das lässt verstehen, warum sie so völlig überrascht wurden von der Aktion selbst. Militärische Maßnahmen wurden von den Alliierten nicht vorgesehen, weil ja die Zugangsrechte nach West-Berlin nicht beschnitten werden sollten.

So ging es also Schritt für Schritt zur Sache. Am 11. August 1961 billigte die Volkskammer der DDR die Ergebnisse der Moskauer Beratungen; der Ministerrat wurde bevollmächtigt, die erforderlichen Maßnahmen zu ergreifen, wie es damals hieß. Das Zentralkomitee der SED erklärte am gleichen Tage in Berlin, dass es die Lage des ständig steigenden Flüchtlingsstroms erforderlich mache, die Abriegelung des Ostsektors von Berlin und der SBZ (Sowjetische Besatzungszone) in den nächsten Tagen durchzuführen. Sowjetische Truppen wurden verstärkt an die innerdeutsche Grenze geschickt.

Der 13. August 1961

Und dann kam der eigentlich immer noch unfassbare 13. August 1961. In der Nacht begannen 5.000 Angehörige der Deutschen Grenzpolizei (Vorläufer der Grenztruppen) und weitere

10.000 Angehörige der Volkspolizei und der sogenannten Betriebskampfgruppen damit, die Verbindungen nach West-Berlin zu kappen. Morgens war schon zu sehen, worauf die neuen Stacheldrahtzäune, die dann später festen Mauern weichen mussten, hindeuteten: Eine totale Trennung zwischen Ost- und West-Berlin war unausweichlich. Zwar haben die Berliner auf beiden Seiten des Stacheldrahtes nach Kräften protestiert; ändern konnten sie nichts. Und dramatische Szenen spielten sich an diesem Tage und in den nächsten Tagen ab, solange die Mauer noch durchlässig war. Die Bilder sind um die Welt gegangen: Die Frau, die sich mit einem Bettlaken in der Bernauer Straße abseilt und im Sprungtuch der Feuerwehr landet. Oder der Soldat, der die Chance nutzt und in voller Montur über den Stacheldraht in den Westen springt.



Teilung Berlins nach 1961 mit der Mauer an der Ecke Waldemar-/Dresdner Strasse zwischen Kreuzberg (West) und Friedrichshain (Ost)

Foto: Kurt Witterstätter

Selbst bis nach Island...

Ich konnte diesen Tag nicht in Berlin erleben. Mit einer Jugendgruppe der Jungen Gemeinde Berlin-Marienfelde befand ich mich seit Anfang August auf einer Island-Reise; den 13. August 1961 haben wir in Reykjavik mitbekommen und gar nicht verstanden, was da im fernen Berlin wirklich vor sich ging. Österreichische Zeitungen berichteten am 14. August, in Berlin seien Bomben gefallen, was uns natürlich sehr erschreckte, weil unsere Familien ja durchweg in Berlin waren. Erst Tage später haben wir dann mit bekommen, wie es wirklich war.

Für mich waren die Tage in Island allerdings trotzdem spannend. Ich hatte an einem Abend mit anderen zusammen einen Lichtbildervortrag über Berlin gehalten, von dem etliches am nächsten Tag in den Zeitungen zu lesen war. Wieder einen Tag später schlich sich eine Stasi-Spionin in unsere Gruppenräume, um uns auszuhorchen. Unsere Leiterin roch den Braten und verbot ihr weitere Annäherungsversuche. Aber bei unserer Abfahrt mit dem Schiff nach Kopenhagen stand plötzlich der Botschaftsrat der Deutschen Botschaft in Island vor uns und warnte uns ausdrücklich, mit dem Zug von Kopenhagen nach Berlin zu fahren. Das sei zu gefährlich, gerade jetzt, nach dem Bau der Mauer und nach dem, was in den Zeitungen stand. Also mussten wir von Hamburg aus fliegen.

Willy Brandt und Konrad Adenauer Ende August waren wir wieder in Berlin und mussten das Elend sehen, die Stacheldrahtverhau und Ansätze einer Mauer, die nicht mehr zu übersehen waren. Wir mussten uns bewusst machen, dass Berlin geteilt war, und das auf unbestimmte Zeit. Eine großartige Rolle hat in dieser Zeit der Regierende Bürgermeister Willy Brandt gespielt. Er war sozusagen allgegenwärtig und hat durch seine eindrücklichen Reden vermocht, uns immer wieder zu beruhigen und zu ermutigen. Enttäuschend war, dass Bundeskanzler Konrad Adenauer 14 Tage verstreichen ließ, bis er sich in Berlin sehen ließ. Was für ein Unterschied! Wieder einmal wurde uns bewusst,

dass Adenauer mit dem deutschen Osten nicht viel im Sinn hatte; ihm lag an der Verständigung mit Frankreich und überhaupt mit dem Westen, und darum hat er sich in hohem Maße verdient gemacht. Der Osten ist ihm wohl lebenslang ziemlich fremd geblieben.

Unsere amerikanischen Freunde  
 Ganz anders die Amerikaner: Sehr schnell, nämlich am 19. August 1961, kam der amerikanische Vizepräsident Lyndon B. Johnson nach Berlin; und er brachte einen guten Bekannten mit, einen, der schon vorher einmal unglaublich viel für Berlin getan hatte: General Lucius D. Clay, der ja die Berliner Luftbrücke im Jahre 1948/49 organisiert hatte. Außerdem beorderten die Amerikaner eine zusätzliche Kampftruppe mit 1.500 Soldaten der 8. US-Infanteriedivision nach West-Berlin. Und die US-Regierung legte gegenüber den Sowjets größten Wert darauf, dass die Zugänge nach Berlin frei blieben. Verstärkt wurde die Position der Amerikaner in Berlin dadurch, dass sie sich bei einer Konfrontation mit sowjetischen Panzern am Checkpoint Charlie mitten in Berlin nicht abschrecken ließen: An diesem 27. Oktober 1961 stand die Welt am Rande eines Atomkrieges, als sich sowjetische und amerikanische Panzer stundenlang gegenüber standen. Für uns Berliner war das damals ein schrecklicher Augenblick. Auf die Dauer stärkte diese Situation die Position der Amerikaner, die erst abzogen, nachdem auch die Russen abgezogen waren.

Normal und nicht normal

Allmählich legte sich die erste große Aufregung um den Bau der Mauer. Die Alliierten hatten sowieso nur spärlich protestiert; ihnen war ja daran gelegen, dass West-Berlin frei blieb, und das war gesichert. Und der bundesdeutschen Regierung fehlte jede Machtposition, um hier mehr zu erreichen. Für uns Berliner aber waren die dann folgenden Jahre und Jahrzehnte harte Jahre. Zwar ließ es sich in West-Berlin gut leben, aber die Einschränkungen der Bewegungsfreiheit waren jederzeit erkennbar. Wenn meine Familie und ich, und das ist nur ein ganz bescheidenes

Beispiel, mit unserem Hund in unserem „Wäldchen“ in Berlin-Lichtenrade spazieren gingen, so mussten wir ständig fürchten, dass sich unser Hund unter der Mauer, die sich nur wenige hundert Meter von dem Wald entfernt befand, durchquetschen und dann von den Grenzsoldaten erschossen würde. Einmal war es dann auch fast soweit; der Hund hatte es wirklich geschafft, unter der Grenze durchzukriechen, und die Grenzsoldaten auf dem nahegelegenen Wachturm würden mit Sicherheit schnell unruhig werden und schießen. Nur unser gellendes Geschrei hat ihn wohl dazu gebracht, zurückzukehren. Natürlich ist das nichts gegen die Versuche so vieler Menschen aus dem Osten Berlins und aus der DDR, die mal mit Erfolg, mal ohne Erfolg die immer dichter und perfekter werdende Grenze zu überqueren versuchten. Aber es ist ein kleines Beispiel, das zeigt, wie es täglich war damals in meiner Stadt.

Noch einmal Amerika

West-Berlin hat in diesen Jahren einen großen Namen bekommen, zumindest in den USA galt die Stadt als Hort der Freiheit. Ich habe es bei zwei Reisen in die USA in diesen Jahren nach 1961 selbst erfahren; wir wurden fast bewundert, dass wir in Berlin lebten und es durchhielten, in dieser Stadt zu wohnen. Das hat uns West-Berliner auch geprägt: Die, die damals in Berlin lebten, werden den Amerikanern nie vergessen, was sie für uns getan und wie sie zu uns gestanden haben. Die Amerikaner haben uns die Wertschätzung gegeben, die wir von Westdeutschen nicht unbedingt erfahren haben. Und für die DDR-Regierung durfte es uns eigentlich gar nicht mehr geben; Ulbricht und seine Genossen wollten nichts lieber als das, dass wir zumindest entmilitarisierte Zone werden, um dann endlich ganz in die DDR einverleibt zu werden.

Getrennt, aber nicht trostlos

Gewöhnt haben wir uns an die Mauer nie, aber wir haben es gelernt, mit ihr zu leben. Wenn ich ins Evangelische Konsistorium meiner Berliner Kirche fahren wollte, und das musste ich jahrelang an jedem Tag, so fuhr ich von West-Berlin

über Ost-Berlin nach West-Berlin. Die damals grauen und leblosen S-Bahnhöfe Potsdamer Platz und Unter den Linden wurden von der S-Bahn ohne Halt durchfahren; im Bahnhof Friedrichstraße konnte ich umsteigen, um dann nach Tiergarten zu fahren. Es war gespenstisch, aber eben irgendwie dann auch normal, obwohl es gar nicht normal war. In den Jahren kamen dann auch manche Reiseerleichterungen zu-stande; West-Berliner konnten mit einem Passierschein nach Ost-Berlin fahren, und auch die Grenze in den Osten wurde durchlässiger, allerdings nur von West nach Ost.



Leergefegt wirkte Berlins Pariser Platz in den 1960er Jahren mit der Mauer vor dem Brandenburger Tor.  
Foto: Kurt Witterstätter

Eine wichtige Rolle hat auch die Kirche gespielt: Die Evangelische Kirche in Ost und West hat alles dafür getan, dass die Kontakte nach Kräften erhalten und lebendig bleiben konnten. Ich habe es fast täglich erleben können, wie stark die Beziehung gelebt wurde. und auch, als 1967 der Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR gegründet werden musste, blieb die Einheit der EKD zumindest auf der geistlichen und geschwisterlichen Ebene erhalten und wurde immer weiter gepflegt. Trotzdem war da auch immer die Angst, was werden würde. Aber wir Berliner waren und sind krisenerprobt: aus dem Herzen gesprochen waren damals die wunderbaren Worte und Lieder von Günter Neumann und seinen Insulanern. Eins dieser Lieder heißt:

#### Der Insulaner

„Der Insulaner verliert die Ruhe nich´.  
Der Insulaner liebt keen Jetue nich´.  
Der Insulaner hofft unbeirrbar,  
dass aus der Insel wieder einmal Festland wird,  
ach , wär´dat schön!“

#### Die neue Festlandsluft

Und nun ist sie wieder da, die Festlandsluft. Schluss ist es mit dem Inseldasein in West-Berlin. Wir können wieder mit Auto, Bus oder Zug fahren, wohin wir wollen, ohne jede Kontrolle. Wir genießen das Land Brandenburg. Und die Mütter, Väter, Kinder aus Ost und West in ganz Deutschland können einander wieder besuchen, ganz ohne jede Kontrolle, einfach so. Unsagbares Elend liegt hinter vielen Menschen, die damals unter der Mauer zu leiden hatten. Aber nun ist es vorbei. Die, die damals die Freiheit in hohem Maße verloren haben, werden die Freiheit, die sie jetzt haben, unglaublich zu schätzen wissen, ja, sie werden sie nach wie vor wie ein Wunder empfinden. So geht es mir, und so hat es auch höchst eindrücklich Joachim Gauck beschrieben, in seinem großartigen Buch „Winter im Sommer – Frühling im Herbst“. Aber die, die damals gelebt haben, werden es auch nicht missen wollen, dass sie diese Zeit damals so verbracht haben. Zumindest für uns West-Ber-

liner lag darin auch eine fruchtbare Spannung, trotz aller Unruhe und Angst. Nie hatten wir wirklich den Wunsch, Berlin zu verlassen. Dafür haben wir viel zu sehr an der Stadt gehangen, und tun es heute noch.



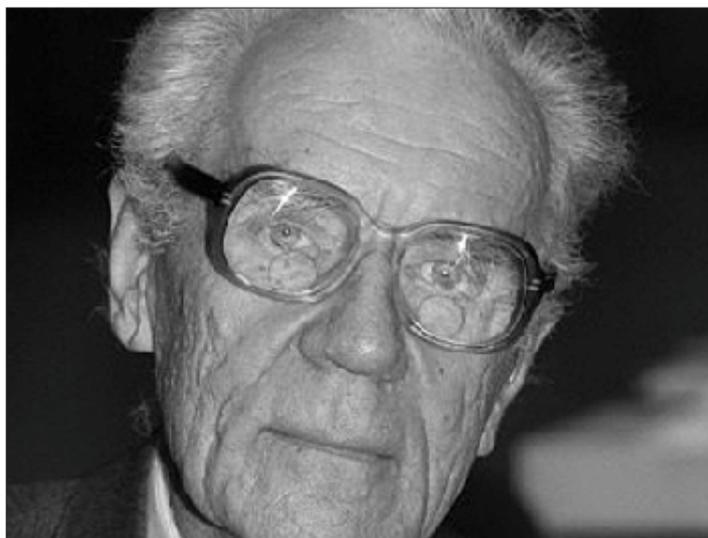
Warten auf Freunde aus dem Westen: Eine DDR-Familie hinter dem Tränenpalast beim Bahnhof Friedrichstrasse. Foto: Landesarchiv Berlin

Gott hat hinter unserem Rücken gehandelt  
Wenn ich es theologisch deuten soll, was da 1989 geschehen ist, so kann ich es am besten mit Worten des damaligen Propstes der Greifswalder Kirche, Friedrich Harder, sagen. Im Jahre 1990 formulierte er in einer Andacht den eindrücklichen Satz: „Gott hat hinter unserem Rücken gehandelt“. Ja, wahrhaftig, so ist es. So sehr der Bau der Mauer großes Elend über Deutschland gebracht hat, so gab und geben doch die friedliche Revolution von 1989 und in ihrer Folge der Fall der Mauer bis zum heutigen Tage viel Grund zur Dankbarkeit dem Gott gegenüber, der über Mauern springen und noch mehr: der sie öffnen kann. Bei allem, was es heute zu beklagen gibt, auch im Blick auf das, was im Zusammenwachsen von West und Ost noch bockt und klemmt: Mein Herz ist voller Dankbarkeit dem Gott gegenüber, der damals so unfassbar hinter unserem Rücken gehandelt hat.

## Distanz durch Bonhoeffers Deutlichkeit

### Zum 100. Geburtstag von Bischof und Kirchenbund- Chef Albrecht Schönherr

von Propst Dr. Karl-Heinrich Lütcke,  
Berlin



Drei große politische Umbrüche hat der am 11. September 1911 vor hundert Jahren geborene Theologe und spätere Bischof Albrecht Schönherr in seinem Leben erfahren: Das Jahr 1918 mit dem Ende des Kaiserreichs als Kind von sieben Jahren. Dann den Zusammenbruch 1945, als junger Pfarrer der Bekennenden Kirche. Und schließlich 1989, das Jahr der friedlichen Revolution, als Bischof im Ruhestand, der weiterhin aufmerksam den Weg seiner Kirche und seines Landes verfolgte und mit seinen „Gesprächen über den Glauben“ weiter prägend wirkte. Gerade für das Evangelische Seniorenwerk ist diese beispielgebende Alters-Aktivität Bischof Schönherrs, der 2009 in seinem 98. Lebensjahr starb, bemerkenswert.

Die zentrale Leistung in Schönherrs Leben war es, seinen Mitchristen und seiner Kirche Verantwortungsmöglichkeiten und Eigenständigkeiten zu sichern.

1918, am Ende des Ersten Weltkriegs beim revolutionären Übergang vom Kaiserreich zur Demokratie, war er noch ein Kind. Er wurde in Oberschlesien geboren, wuchs aber seit dem sechsten Lebensjahr im brandenburgischen Neuruppin auf. Seinen Vater verlor er früh; er fiel als Soldat im Ersten Weltkrieg. Seinen Weg zum Glauben fand er, wie er einmal vor der Synode gesagt hat, „unter Anleitung meiner Mutter und einiger älterer Freunde, besonders im Schülerbibelkreis.“

Eine ganz wichtige Rolle in seinem Leben haben Person und Theologie Dietrich Bonhoeffers gespielt. „Was wäre aus mir geworden, wenn ich Bonhoeffer nicht begegnet wäre! Niemand, meine Mutter ausgenommen, hat mich so geprägt wie er.“ So schreibt Schönherr in seiner Autobiographie, der er einen von Bonhoeffer entliehenen Titel gegeben hat „Aber die Zeit war nicht verloren“. Schon als Student begegnete er 1931 dem jungen Dozenten Bonhoeffer an der theologischen Fakultät der Berliner Universität. Von Anfang an beeindruckte ihn der Ernst, mit dem Bonhoeffer seine Vorlesung immer auf das Zentrum des Glaubens und zugleich auf das persönliche Leben bezog. Schnell gehörte Schönherr zu dem Kreis, den Bonhoeffer zu intensiver Gemeinschaft sammelte. Vier Jahre später setzte sich diese Verbindung von dichter, lebensnaher Theologie und enger Gemeinschaft im von Bonhoeffer geleiteten Predigerseminar der Bekennenden Kirche fort. Schönherr gehörte zu den „jungen Brüdern“ der Bekennenden Kirche. Sie hatten sich nicht beim deutsch-christlich dominierten Konsistorium beworben, sondern ihre Prüfung vor dem Prüfungsamt der Bekennenden Kirche abgelegt und ließen sich als „Illegale“ von der Bekennenden Kirche in deren unabhängige Gemeinden schicken.

Beim Neuanfang nach 1945 wurden sie von Bischof Dibelius automatisch legalisiert, das

heißt, wieder zu landeskirchlichen Pfarrern gemacht. Aber die Prägung durch die Erfahrungen im Kirchenkampf und durch die Theologie Dietrich Bonhoeffers brachten sie in diese Landeskirche ein. Albrecht Schönherr ist dafür ein eindrucksvolles Beispiel. Das Ende des Faschismus und des Zweiten Weltkriegs erlebte er als Kriegsgefangener in Italien. 1945, das Jahr des Neuanfangs, war auch für ihn ein Neuanfang: Nach einer kurzen Zeit als Pfarrer im uckermärkischen Brüssow führte ihn sein Weg in der Kirche bis ins Bischofsamt. Zunächst wurde er Ende 1946 Pfarrer und Superintendent in Brandenburg an der Havel. Mit diesem Amt waren zugleich zwei weitere wichtige Aufgaben verbunden: das Amt des Dechanten, also des Vorsitzenden des Domkapitels, am ehrwürdigen Dom zu Brandenburg und das Amt der Leitung des Predigerseminars. Vermutlich war die letztgenannte Aufgabe sogar der Hauptgrund für diese Berufung. Denn als Leiter des Predigerseminars konnte Schönherr an die nachfolgenden Pfarrer-Generationen weitergeben, was er bei Bonhoeffer gelernt hatte. Ich habe viele Pfarrer kennen gelernt, die dankbar von dieser Zeit im Predigerseminar berichten.

In den 17 Jahren in Brandenburg wurden ihm und seiner Frau Hilde fünf Kinder geboren. 1963 wurde Albrecht Schönherr zum Generalsuperintendenten des Sprengels Eberswalde berufen, ein Amt mit einer alten preußischen Bezeichnung, das in einigen Landeskirchen heute „Regionalbischof“ heißt. Nach dem frühen Tod seiner ersten Frau Hilde heiratete er in Eberswalde Annemarie Schmidt. Annemarie Schönherr hat in den 1980er Jahren eine wichtige Rolle in der Frauenarbeit und in der Kirchentagsbewegung im Osten gespielt. Heute lebt sie nach dem Tod ihres Mannes in Potsdam.

Eine getrennte Kirche

Als Albrecht Schönherr sein Amt in Eberswalde antrat, war die Teilung Deutschlands durch den Bau der Mauer noch tiefer geworden. Das hatte besonders schwerwiegende Folgen für die Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg, durch deren Kirchengebiet die Grenze lief. Bis zum

Mauerbau im Jahre 1961 hatte man die geistliche Einheit auch organisatorisch weithin aufrecht erhalten können. Nun aber konnten Kirchenleitung und Synode nicht mehr gemeinsam tagen. Trotzdem war man bemüht, die Zusammengehörigkeit zu pflegen und die Einheit sichtbar zu machen. Deswegen wurde zunächst im Jahre 1966 Kurt Scharf als Nachfolger von Otto Dibelius von den notgedrungen getrennt tagenden „Regionalsynoden“ zum Bischof der gesamten Landeskirche gewählt. Als dann aber die DDR den in West-Berlin wohnenden Bischof nicht mehr nach Ost-Berlin und Brandenburg einreisen ließ, stand die Landeskirche vor einem weiteren Problem.

Zunächst löste man das Problem so, dass man für den Ostteil, in dem Bischof Scharf nicht wirken durfte, einen „Verwalter des Bischofsamtes“ bestellte. 1967 wurde Schönherr in dieses Amt berufen, 1972 wurde er dann auch zum Bischof gewählt, weil deutlich geworden war, dass beide Regionen der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg (Ost und West) in den unterschiedlichen politischen und gesellschaftlichen Situationen unabhängig voneinander handeln mussten, auch wenn man sich weiterhin um enge Kontakte bemühte. Martin Kruse, der von 1977 an als Nachfolger von Kurt Scharf Bischof der West-Region wurde, hat das gute Miteinander mit Bischof Schönherr hervorgehoben; Schönherr habe auf beides Wert gelegt: „Auf die Verantwortung im eigenen Bereich und auf eine verlässliche und beständige brüderliche Verbindung“. Diese Verbindung fand auch darin Ausdruck, dass Schönherr, der begeisterte Wanderer, sich mit Kruse regelmäßig zu Wanderungen in der Mark Brandenburg traf.

#### DDR-Kirchenbund

Als Schönherr in Berlin-Brandenburg 1972 zum Bischof der Ostregion gewählt wurde, hatte er zusammen mit anderen schon einen weiteren wichtigen Beitrag zur Stärkung der evangelischen Kirche im Gegenüber zum atheistischen Staat geleistet: Die enge Zusammenarbeit der Landeskirchen im Bund der Evangelischen Kir-

chen in der DDR. Von 1969 bis zu seinem Ruhestand war Schönherr als „Vorsitzender der Konferenz der Kirchenleitungen“ der oberste Repräsentant dieses Bundes. Das macht deutlich, wie sehr Schönherrs Fähigkeiten als kirchenleitende Persönlichkeit im gesamten Bereich der evangelischen Kirchen in der DDR anerkannt wurden.

Mit seinem Wirken verbinden sich drei zentrale Stichworte und Daten: das Staat-Kirche-Gespräch vom 6. März 1978, die Formel von der „Kirche im Sozialismus“ und das Verständnis der Kirche als „Lerngemeinschaft“. In Berlin-Brandenburg erinnert man sich darüber hinaus noch gerne an die „Gespräche über den Glauben“.

#### Der Handschlag

Viele Menschen in der DDR trauten ihren Augen nicht, als sie am 7. März 1978 die Titelseite des Neuen Deutschland sahen: ein Foto zeigte, wie sich Erich Honecker, der Staatsratsvorsitzende der DDR und Albrecht Schönherr, der Leitende Bischof des Bundes Evangelischer Kirchen in der DDR, die Hand reichten. Das Foto gehörte zu dem Bericht über ein Gespräch zwischen den Spitzen von Staat und Kirche, das am Tag zuvor stattgefunden hatte. Hat sich die Kirche angepasst? Hat der Staat die Kirche über den Tisch gezogen? Das mögen erste Gedanken derer gewesen sein, die das sahen. Aber bald zeigte sich: Das Gespräch war ein wichtiger Schritt zur Verbesserung der Lage der Kirche in der DDR. Es hatte den Kirchenvertretern die Möglichkeit gegeben, ihre Beschwerden vorzutragen (unter anderem die Diskriminierung von Christen in den Schulen), und es war zu Vereinbarungen über konkrete Verbesserungen gekommen. Schönherr hatte sogar durchgesetzt, dass der Schluss-Satz aus seiner Rede gegenüber den Staatsvertretern in das öffentliche Kommuniqué aufgenommen wurde: „Das Verhältnis von Staat und Kirche ist so gut, wie es der einzelne christliche Bürger in seiner gesellschaftlichen Situation vor Ort erfährt.“

Das Ergebnis war auch ein Erfolg des Wirkens von Albrecht Schönherr, der mit den Erfahrungen

der Bekennenden Kirche im Gepäck einen eigenständigen Kurs für die Kirche durchgehalten hatte: Zäh und eindeutig, wenn es galt, gegen staatliche Eingriffe in das kirchliche Leben und die Benachteiligung von Christen zu protestieren und für die Menschenrechte einzutreten; aber auch resistent dagegen, sich von antikommunistischer Propaganda vereinnahmen zu lassen, und zum politischen Widerstandszentrum zu werden.

### Kirche im Sozialismus

Die Formel „Kirche im Sozialismus“ hat Schönherr nicht als erster gebraucht, aber doch geprägt und als Ortsangabe für das Selbstverständnis der Evangelischen Kirche in der DDR interpretiert. 1971 formulierte er vor der Bundessynode: „Eine Zeugnis- und Dienstgemeinschaft von Kirchen in der DDR wird ihren Ort genau zu bedenken haben: In dieser so geprägten Gesellschaft, nicht neben ihr, nicht gegen sie. Sie wird die Freiheit ihres Zeugnisses und Dienstes bewahren müssen. Denn sie ist durch ihren Auftrag allein an den gebunden, der als der menschengewordene Wille Gottes zur Rettung seiner Kreatur zu uns kam.“ Kirche steht nie im luftleeren Raum, und so war der sozialistische Staat DDR für die dort lebenden Christen der Ort, an den Gott sie und ihre Kirche gestellt hat. An diesem Ort hat sich, so hat Schönherr immer wieder deutlich gemacht, ihr Glaube zu bewähren. Im Hintergrund steht Bonhoeffers Verständnis vom Christsein in der Welt. Die Formel „Kirche im Sozialismus“ war nicht unumstritten, weil sie für sehr unterschiedliche Deutungen offen war. Dieses Problem hat Schönherr im Rückblick auch gesehen. Aber Ausdruck einer angepassten Kirche ist diese Formel im Verständnis Schönherrs ganz gewiss nicht gewesen.

### Kirche als Lerngemeinschaft

Die Minderheiten-Situation der Kirche in der DDR und der Gegenwind, den sie vonseiten des Staates erfuhr, ließen die Christen in den Gemeinden enger zusammenrücken. In Anlehnung an die Barmer Theologische Erklärung von 1934 verstand sich die Gemeinde als Zeugnis- und

Dienstgemeinschaft. Schönherr hat zu dieser Beschreibung des gemeindlichen Selbstverständnisses noch hinzugefügt: „Kirche ist auch Lerngemeinschaft“. Gerade angesichts des staatlich geförderten Atheismus waren die Christen herausgefordert, Auskunft über ihren Glauben zu geben und dabei nicht nur Formeln zu repetieren. „Als Mitarbeiterin Christi und gerade damit als Zeitgenossin gilt für jede Kirche, dass sie lernen muss, solange sie lebt, und dass sie leben wird, solange sie zu lernen bereit ist. Sie muss in der Spannung zwischen Kontinuität und Aktualität ihren Weg finden, unter der Führung des Geistes, der sie in alle Wahrheit leiten, aber auch an das erinnern will, was der Herr gesagt hat.“

So hat es Albrecht Schönherr in einem Vortrag über Kirche als Lerngemeinschaft vor der Bundessynode formuliert. Diese lernende Kirche gefördert zu haben, gehört zu den ganz großen Verdiensten Schönherrs. Er war in der Schule Bonhoeffers selber zum Lehrer der Kirche geworden, als Predigerseminar-Direktor und als Bischof. Aber er wusste zugleich, dass auch ein Bischof sein Amt nur ausüben kann, wenn er selber Lernender bleibt. Dass das bei ihm der Fall war, zeigen seine öffentlichen Reden zum Beispiel vor den Synoden, und das wurde auch an seinem Umgang mit den Menschen deutlich. Er war im Erscheinungsbild und in der souveränen Art seiner Rede eine bischöfliche Gestalt, aber er war auch ein demütiger Mensch, der seine Grenzen kannte und sehr persönlich über seinen Glauben reden konnte. Vor seiner Synode hat er einmal gesagt: „Manchmal erschrecke ich darüber, dass der Titel eines Bischofs ein Klischee erzeugt, hinter dem der Mensch mehr und mehr verschwindet.“

### Gespräche über den Glauben

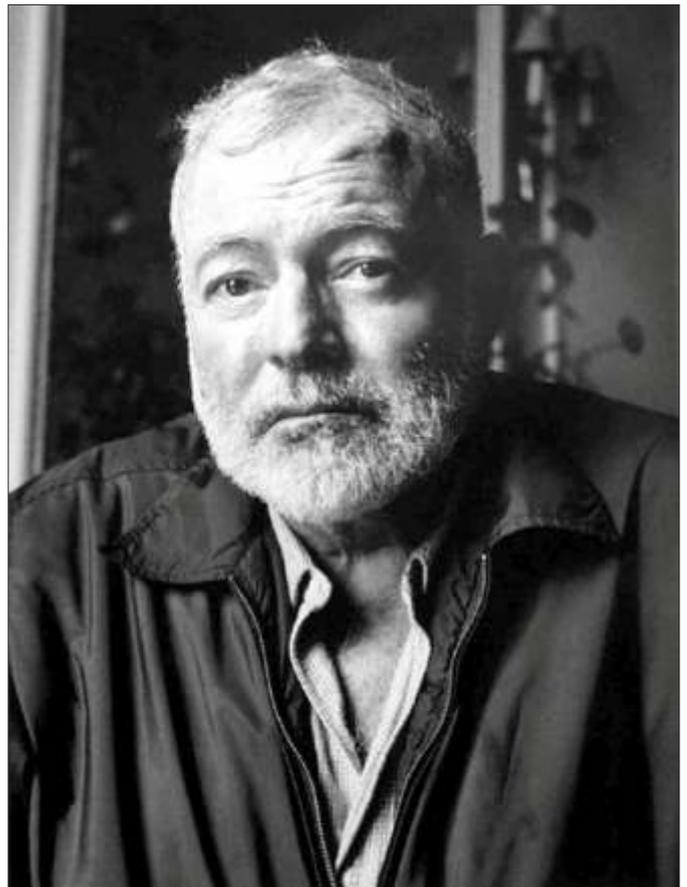
Auf die Frage, was ein alter Mensch zu lernen hat, hat Schönherr 1974 in seinem Vortrag „Kirche als Lerngemeinschaft“ eine auch heute wichtige Antwort gegeben: „Auf jeden Fall wird er die Demut lernen müssen, vieles aus der Hand zu legen und unauffällig und uneitel Dienste zu tun,

deren Notwendigkeit nur ein erfahrener Mensch erkennt.“ Diese so einleuchtende Einsicht hat Schönherr auch in seinem Leben umgesetzt. Als er 1981 in den Ruhestand ging und Bischof Forck in der Ostregion Berlin-Brandenburgs sein Nachfolger wurde, hat er seine Gaben und seine Erfahrungen in einer außergewöhnlichen Weise seiner Kirche und ihren Gemeinden zur Verfügung gestellt: Er lud als eine Form der Weiterbildung für Laien zu Gesprächen über den Glauben ein.

Zeit der Wende: Über viele Jahre hin, auch über die Zeit der „Wende“ hinaus, fanden diese Gespräche in zahlreichen Gruppen statt, jeweils an vier Wochenenden pro Gruppe. Man kann viele Christen in Berlin-Brandenburg treffen, die erzählen, dass sie noch heute von dem zehren, was sie da gelernt haben. Sein Freund Jürgen Henkys hat über diese Gespräche über den Glauben gesagt: „Sie waren das Alterswerk eines Bischofs, der immer noch lernen und andere zum Lernen anregen wollte.“

Bis ins hohe Alter hat Albrecht Schönherr in Vorträgen und mit vielen Gesprächen seine Erfahrungen weitergegeben. Ich erinnere mich noch gut daran, wie er an seinem 90. Geburtstag bei einer Veranstaltung in der Französischen Friedrichstadtkirche am Berliner Gendarmenmarkt nach den Reden der anderen das Wort ergriff und in einer erstaunlichen Frische und Präsenz seine Dankesworte sprach. Vielleicht hat auch die regelmäßige sportliche Betätigung des passionierten Ruderers und Wanderers dazu beigetragen, dass er so lange gesund und kräftig geblieben ist. Am 9. März 2009 ist er im Alter von 97 Jahren gestorben. Er gehört zu den prägenden Gestalten der Evangelischen Kirche im Osten Deutschlands.

## Drift nach nirgendwo Zum 50. Jahrestag des Todes von Ernest Hemingway



*Ernest Hemingway*

Der Trost und die Aufgehobenheit in etwas Erhabenem stehen denn doch am Ende der oftmals pessimistischen Aussagen Ernest Hemingways, der vor 50 Jahren am 2. Juli 1961 seinem Leben in Ketchum/Idaho im nördlichen Westen der USA ein Ende setzte. Der knapp 62jährige, zwischen Krieg, Jagd und Whisky lebende, viermal verheiratete, mit dem Pulitzer- und dem Nobelpreis ausgezeichnete amerikanische Schriftsteller hat in seinen Romanen und Erzählungen viel Autobiografisches von seinen Kriegsberichten, Reisen und Jagdausflügen verarbeitet.

Zweimal, 1934 und 1953, war der 1899 als Sohn eines Landarztes und einer Sängerin in Oak Park/Illinois südlich Chicagos geborene und mit vier Schwestern aufgewachsene Hemingway in Ostafrika; 1954 überlebte er zwei Flugzeugabstürze in Uganda.

In „Schnee am Kilimandscharo“ lässt er seinen Romanhelden, einen die Welt bereisenden Foto-reporter, in Fieberfantasien nach einer Wund-Infektion die Schönheiten der Natur erleben: „Und jetzt fand dieses Leben ein Ende, weil er kein Jod benutzte, als er sich vor vierzehn Tagen das Knie an einem Dorn geritzt hatte, als sie sich vorwärts bewegten, um zu versuchen, eine Herde von stehenden Wasserböcken zu fotografieren....Als sie hoch in den Wolken eine Kurve drehen, da sieht er groß, hoch und unvorstellbar weiß in der Sonne den flachen Gipfel des Kilimandscharo. Und dann wusste er, dorthin war es, wohin es ging“.

Zuvor hatte das Unstete Hemingways Leben dominiert und sich auch auf sein Schaffen ausgewirkt. Der junge 18jährige Amerikaner begab sich noch 1918 zur Kriegsberichterstattung nach Europa an die österreichisch-italienische Front und wurde dabei von einer Granate schwer verletzt. In Amerika arbeitete er als Reporter in Toronto und Chicago und ging dann 1921 als Korrespondent nach Paris, wo er durch Einflüsse von Ezra Pound und Gertrude Stein zur Schriftstellerei fand. Den Durchbruch eröffnete sein 1926 erschienener Roman „Fiesta“. Hemingway eignete sich seinen vereinfachenden, knappen, sachlichen Stil an, seine gewollt monotone Sprache und seinen pseudo-primitiven Satzbau. Die Kriegsberichterstattung ließ den Abenteurer nicht mehr los, ob im griechisch-türkischen Krieg 1922, im spanischen Bürgerkrieg von 1936 an und im Zweiten Weltkrieg, obwohl er 1939 auf Kuba ein Anwesen erworben hatte.

Alle Schauplätze schlugen sich in Hemingways Romanen und Erzählungen nieder. Spanien in „Tod am Nachmittag“ und „Wem die Stunde schlägt“, Kuba und die Hochseefischerei in „Der

alte Mann und das Meer“, wofür der Autor 1954 den Literatur-Nobelpreis erhielt, das Ende des Zweiten Weltkriegs mit der Liebesbeziehung zu einer 18jährigen Italienerin in „Über den Fluss und in die Wälder“ mit einem herzkranken amerikanischen Oberst, der die Liebe einer 19jährigen Italienerin erfährt.

Thema Hemingways ist, vermutlich verursacht durch sein rastloses Durchstreifen der alten und der neuen Welt, der innerlich getriebene Mensch einer „verlorenen Generation („lost generation“). Unbehauster Nihilismus spricht aus vielen seiner Szenen. Er, der exzessiv Alkohol konsumierte und unter einer bipolaren, manisch-depressiven Störung litt, führt uns desparate Intellektuelle und wurzellose Exzentriker vor. Die Szenen der Romane und Novellen spielen oft in Bars, auf Bahnhöfen, in Hotels. Hemingways nihilistischer Pessimismus wie auch sein Stil sprechen aus Zeilen wie seiner Spanischen-Bürgerkriegs-Beschreibung von der Menschen dunklem Weg, „der nach nirgendwo führt und wieder nach nirgendwo und noch einmal nach nirgendwo, immer und ewig nach nirgendwo und noch einmal nach nirgendwo und noch einmal nach nirgendwo, dunkel ohne Ende nach nirgendwo“.

Trost kommt dann aus dem an sich auch trostlosen Bericht über den alten kubanischen Fischer, der nach zermürendem Kampf mit dem großen Fisch nur noch mit dem Gerippe des erlegten Delphins an der Bootsseite zurück in den Hafen kommt, weil die Haie seine Beute auf der Heimfahrt weg gefressen haben, und sagt: „Der Fisch ist auch mein Freund. Aber ich muss ihn töten. Ich bin froh, dass wir nicht versuchen müssen, die Sterne zu töten“.

Die Seele sucht stets einen Ort, an den sie sich zurückziehen möchte, so sehr der Verstand sie auch am Zügel zu nehmen versucht.

## Sozialarbeit hier und dort DW und Entwicklungsdienst verschmelzen - Maria Loheide neu im Vorstand

Das Diakonische Werk DW der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Evangelische Entwicklungsdienst verschmelzen. Sie haben kürzlich den Grundstein für ihr künftig vereintes Werk in Berlin-Mitte beim Nordbahnhof gelegt. Beide Werke fusionieren 2012 und werden ihre Arbeit ab Herbst 2012 in Berlin unter dem Dach des neuen „Evangelischen Werkes für Entwicklung und Diakonie“ betreiben.



Bei der Grundsteinlegung

Bild: DW

„Brot für die Welt“ und die Diakonie-Katastrophenhilfe, die bisher zum DW gehörten, bilden nach ihrer Fusion mit dem Evangelischen Entwicklungsdienst das neue „Brot für die Welt - der evangelische Entwicklungsdienst“. Das DW tätigt seine Arbeit künftig unter dem Namen „Diakonie Deutschland - der evangelische Bundesverband“.

„Wir legen heute gemeinsam den baulichen Grundstein für eine große Chance, die wir mit der Fusion 2008 ergriffen haben. Ab 2012 werden rund 640 Mitarbeitende in Berlin-Mitte ge-

meinsam Dienst am Menschen in Deutschland und in der Welt leisten“, erklärte Tilman Henke, Vorstand des Evangelischen Entwicklungsdienstes. Er hob zudem die Vorteile des neuen Gebäudes hervor: „Wir bauen hier ein modernes, energieeffizientes Gebäude. Damit nehmen wir unsere Verantwortung für die Eine Welt nicht nur in der internationalen Arbeit, sondern auch im eigenen Handeln hier vor Ort wahr“. Das neue Werk bündelt alle Instrumente der Entwicklungsarbeit, von langfristiger Projektförderung über die personelle Förderung bis hin zur Katastrophenhilfe.

„Das aktuelle Beispiel der Flüchtlinge aus Nordafrika zeigt, dass soziale Dienste, Armutsbekämpfung und Entwicklungsdienst enger miteinander verflochten werden müssen“, hob Diakonie-Präsident Johannes Stockmeier hervor. Wirksame Hilfe für diese Menschen bestehe nicht nur aus der Aufnahme von Flüchtlingen aus humanitären Gründen, einem effektiven Asylverfahren oder Hilfen für den Wiederaufbau, sondern auch im Kampf gegen die Armut vor Ort und die Verbesserung der Lebensumstände der Menschen. Mit der Fusion von DW und Entwicklungsdienst ist es Stockmeier zufolge gelungen, die evangelische Entwicklungsarbeit zu raffen, ohne das DW mit seiner Sozialarbeit vor Ort von der entwicklungspolitischen Marke „Brot für die Welt“ zu trennen.

### Weltumspannender Dienst

„Der Dienst an den nahen und fernen Notleidenden ist weltumspannend und schließt niemanden aus“, erklärt Bischof Dr. Markus Dröge von der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-Schlesische Oberlausitz bei der Grundsteinlegung für das neue Gesamtwerk. Daher sei es mehr als plausibel, dass beide Werke, Diakonie und Entwicklungsdienst, ihre Aufgaben künftig unter einem Dach anpackten. „Nur so kann die unveräußerliche Würde jedes einzelnen Menschen nach bestem Wissen und Gewissen gestärkt werden, egal ob er in Äthiopien oder in Berlin-Marzahn lebt“, erläuterte Dröge.

In der Baugrube an der Caroline-Michaelis-Straße (Ecke Invalidenstraße) griffen die Vorstände beider Werke und Bischof Dröge gemeinsam mit den Verantwortlichen für den Bau zum Hammer: In Anwesenheit von etwa 350 Mitarbeitenden von Diakonie und Entwicklungsdienst, Handwerkern, Bauherr und Architekten sowie zahlreichen Gästen aus Kirche und Politik wurde die traditionelle Kapsel mit Urkunde, Bauplänen, Liturgie der Andacht, Segen der anwesenden Mitarbeitenden, Titelblättern von Tageszeitungen aus Berlin, Bonn und Stuttgart sowie einem Satz der derzeit in Deutschland gültigen Münzen eingemauert.



Zugang zum neuen Gebäude (Architektenmodell) Bild: DW

### Zentral in Berlin-Mitte

Der Standort des neuen Werkes liegt in zentraler Lage im Norden von Berlin-Mitte (zwischen den

Bezirken Moabit und Prenzlauer Berg) in der Caroline-Michaelis-Straße/Ecke Invalidenstraße beim Nordbahnhof. Bauherr und Vermieter ist Hochtief Solutions. Die Übergabe des Gebäudes soll am 30. September 2012 erfolgen, so dass die Arbeit im neuen Gebäude im Oktober 2012 anlaufen kann.

Das Bürogebäude wurde konzipiert vom Architekturbüro KSP Jürgen Engel. Es umfasst mehr als 700 Arbeitsplätze, Räume für Konferenzen und Andachten sowie für eine Kantine und für Ladengeschäfte. Bei dem Gebäude wird besonderer Wert auf ökologische Bauweise sowie auf Barrierefreiheit gelegt.



Maria Loheide Foto: Diakonie RWL

### Nachfolge von Kerstin Griese

Der Diakonische Rat des DW hat Maria Loheide zum sozialpolitischen Vorstand der Diakonie berufen. Die seitherige Geschäftsbereichsleiterin der Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe wird ihr Amt im September 2011 in Berlin antreten. Sie folgt auf Kerstin Griese.

Im DW-Vorstand wird Maria Loheide zuständig für die sozialpolitischen Zentren Gesundheit, Rehabilitation und Pflege (GRP) sowie Familie, Integration, Bildung und Armut (FIBA). „Ich freue mich über die neue Vorstandskollegin. Gemeinsam mit Vizepräsidentin Cornelia Füllkrug-Weitzel und den zukünftigen Vorstandskollegen

des Entwicklungsdienstes Tilman Henke und Claudia Warning werden wir die aktuellen Herausforderungen für die nationale und internationale Sozialarbeit der Evangelischen Kirche anpacken“, sagte DW-Präsident Johannes Stockmeier im Blick auf die Fusion der beiden Werke 2012.

„Für mich ist das sozialpolitische Engagement auf Bundesebene eine spannende Herausforderung, die ich gerne annehme“, bekannte Maria Loheide. Die 52jährige Diplom-Sozialarbeiterin und Heilpädagogin war seit 1989 führend im Diakonischen Werk Westfalen und seit 2008 in der Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe tätig. Inhaltliche Schwerpunkte ihrer Arbeit waren Kinder, Jugend, Familie und Frauen sowie Bildung, Arbeit und Erziehung. Seit 1994 ist Loheide Vorsitzende des Ausschusses Familie, Jugend, Frauen der Arbeitsgemeinschaft der Spitzenverbände der Freien Wohlfahrtspflege in Nordrhein-Westfalen. Außerdem ist sie ordentliches Mitglied im Landesjugendhilfeausschuss Westfalen-Lippe.

Anwaltschaftlich stützen  
Die Leitung des DW-Zentrums Familie, Integration, Bildung und Armut wurde Petra Zwickert übertragen. Nach sozialwissenschaftlichem Studium war die Essenerin zunächst als Redakteurin und Lektorin und dann in der Sozialpolitik des Landes Nordrhein-Westfalen tätig. Sie folgt auf Gretel Wildt, die Ende 2010 in den Ruhestand ging, und möchte im DW sozialanwaltschaftliche und bürgerschaftliche Akzente setzen.

Jesus Christus ist  
mitten unter uns. Diese  
Zusage sorgt für ein  
Gefühl der Hoffnung  
und für Wärme im  
Herzen.

Erich Franz

## Das Leben lebenswert machen

### Interview mit Bundesfamilienministerin Kristina Schröder: „Älteren Zuwendung geben“

Bundesfamilienministerin Kristina Schröder äußert sich in einem Interview mit der Redaktion des Magazins für Familie und Soziales 4-2011 der Bundesregierung zum neuen Bundesfreiwilligendienst, der den Zivildienst ablöst und für Frauen und Männer aller Altersstufen gilt. Wir dürfen dieses Interview hier dankenswerter Weise abdrucken.

Frage: Warum sollten Jugendliche ihrer Meinung nach in Zukunft einen Freiwilligendienst absolvieren?

Kristina Schröder: Wer sich engagiert, nimmt sich Zeit für andere. Wo Menschen sich Zeit für Verantwortung nehmen, steigt auch die Qualität des Zusammenlebens. Jugendliche können von einer ehrenamtlichen Tätigkeit enorm profitieren: Sie sammeln persönliche und praktische Erfahrungen, erhalten zugleich erste Einblicke in verschiedene Berufe und können sich daran orientieren. Und schließlich ist es eine schöne und wichtige Erfahrung, anderen Menschen zu helfen und ihnen Gutes zu tun. Ich kenne niemanden, der dabei nicht zugleich auch selbst dazu gewinnt, denn Hilfe zu geben kann ebenso bereichernd sein, wie Hilfe zu empfangen.

Frage: Werden Freiwilligkeit und ehrenamtliches Engagement Ihrer Meinung nach in Deutschland entsprechend gewürdigt? Wie viel Geld investiert der Bund in den Bundesfreiwilligendienst?

K. S.: Menschen, die sich engagieren, haben natürlich unsere Anerkennung und Respekt

verdient. Sie machen das Leben vieler Menschen schöner und reicher. Engagement verdient es deshalb, noch stärker als bisher von der Gesellschaft wertgeschätzt zu werden. Dabei geht es aber nicht nur um Preise und Auszeichnungen. Wir müssen das persönliche Engagement und die dabei gesammelten Fähigkeiten und Kompetenzen auch in der Ausbildung, im Studium und im Berufsleben berücksichtigen. Der Bund investiert in das Engagement der Bürger – allein das Bundesfamilienministerium finanziert künftig mit rund 350 Millionen Euro pro Jahr die Freiwilligendienste.

Frage: Was sind die Eckdaten zum Bundesfreiwilligendienst? Welche Unterschiede, bzw. Gemeinsamkeiten gibt es zum Zivildienst?

K. S.: Der Zivildienst richtete sich als Pflichtdienst an junge Männer, die nicht in der Bundeswehr dienen wollten. Die jungen Männer müssen mindestens volljährig und dürfen in der Regel nicht älter als 25 Jahre alt sein. Der Bundesfreiwilligendienst dagegen soll Männern und Frauen jeden Alters nach der Schulzeit offen stehen. Der Einsatz soll in der Regel zwölf, mindestens sechs und höchstens 24 Monate dauern und ist grundsätzlich als Vollzeitbeschäftigung gedacht. Freiwillige, die älter als 27 Jahre sind, können aber auch Teilzeit von mindestens 20 Wochenstunden machen. Wie der Zivildienst soll auch der Bundesfreiwilligendienst arbeitsmarktneutral sein, also reguläre Arbeitskräfte nicht ersetzen sondern lediglich unterstützen.

Der Bundesfreiwilligendienst kann in allen bisher von Zivis besetzten Plätzen geleistet werden, künftig kommen außerdem die Bereiche Sport, Integration, Kultur und Bildung dazu. Die Freiwilligen sind gesetzlich sozialversichert, ihr Taschengeld wird in Ost und West eine einheitliche Obergrenze haben. Wie im Freiwilligen Sozialen Jahr und im Freiwilligen Ökologischen Jahr ist das Taschengeld nicht gesetzlich vorgegeben, sondern wird frei mit den Einsatzstellen oder Trägern vereinbart.

Frage: Wie viele Stellen soll es geben und in welchen Bereichen sollen die Stellen entstehen? Wann und wie kann man sich für die Stellen bewerben?

K. S.: Wir gehen andersherum an die Sache heran. Es geht nicht darum, Stellen zu definieren und die Menschen dann auf diese Stellen zu setzen. Sondern jeder soll sich selber einen Platz aussuchen. Deswegen: Ein Freiwilligendienst ist grundsätzlich in jeder sozialen Einrichtung möglich. Etwa im Umwelt-, Zivil- und Katastrophenschutz, in der Integrationsarbeit, in der Kultur oder im Sport. Mir ist dabei wichtig, dass wir möglichst viele Menschen mit attraktiven Angeboten für einen Freiwilligendienst begeistern können. Interessierte können sich schon jetzt bei den Einsatzstellen bewerben. Eine Stellenbörse könnte die Vergabe zentral regeln, das gilt es nun zu prüfen.

Frage: Mit wie vielen Bewerbern rechnen Sie insgesamt? Müssen sich Einrichtungen, wie Krankenhäuser oder Altenpflegeheime mit dem Wegfall des Zivildienstes nun Sorgen machen, dass Stellen unbesetzt bleiben?

K. S.: Wir wollen für den Bundesfreiwilligendienst 35.000 Menschen gewinnen. Das ist ein ehrgeiziges Ziel, das wir aber bald erreichen können. Denn von den Trägern des Freiwilligen Sozialen Jahres wissen wir, dass es in den vergangenen Jahren doppelt so viele Bewerber wie Stellen gab, nämlich insgesamt rund 70.000 Bewerbungen. Wir haben also zusätzlich zu den derzeit 35.000 Aktiven im Freiwilligen Sozialen Jahr künftig das Potenzial, eine ebenso große Anzahl Engagierter für den Bundesfreiwilligendienst zu gewinnen. Was häufig übersehen wird: Zivildienstleistende und künftig Bundesfreiwilligendienstler dürfen immer nur für zusätzliche Tätigkeiten in Anspruch genommen werden. Das heißt: Sie werden ausschließlich arbeitsmarktneutral eingesetzt, also eben gerade nicht auf normale Stellen! Die einzelnen Einrichtungen müssen ihren Betrieb auch ohne Freiwillige organisieren können.

Frage: Für welchen Freiwilligendienst hätten Sie sich entschieden? Für welchen Bereich interessieren Sie sich?

K. S.: Es wird viele tolle Angebote im Bundesfreiwilligendienst geben. Spontan würde ich ein Angebot wählen, in dem ich älteren Menschen ein wenig von der Zuwendung geben könnte, die sie verdienen. Vielen von ihnen fehlen Bezugspersonen, fehlen Menschen, die die Zeit haben, einfach mal die Hand zu halten, etwas vorzulesen, oder gemeinsam mit ihnen auf der Bank im Park zu sitzen. Diese kleinen Dinge eben, die das Leben lebenswert machen. Oftmals sagen mir professionelle Pfleger, wie gerne sie dies leisten würden, aber ihnen schlichtweg die Zeit dafür fehlt. Genau das ist der Punkt, wo freiwilliges Engagement gefragt ist.

## Das Mehr an menschlicher Zuwendung Dank für 50 Jahre lang geleisteten Zivildienst

Mit Dank und Anerkennung würdigte DW-Präsident Johannes Stockmeier, das Engagement und den Einsatz der jungen Männer, die in den vergangenen fünfzig Jahren ihren Zivildienst geleistet haben. „Die Zivildienstleistenden sorgten für das ‚Mehr‘, die persönliche, menschliche Zuwendung, für die im regulären Arbeitsalltag oft keine Zeit bleibt. Sie prägten eine Kultur der Zuwendung zum Nächsten, des gegenseitigen Helfens. Damit haben sie einen unverzichtbaren Beitrag in der Gesellschaft geleistet“, betonte Stockmeier.

Am 10. April 1961 traten die ersten Kriegsdienstverweigerer ihren sozialen Ersatzdienst an, unter anderem in den Diakonischen Von-Bodenschwingschen Stiftungen in Bielefeld-Bethel. Annähernd eine Million junge Männer

haben seither ihren Zivildienst in Diensten und Einrichtungen von Diakonie und evangelischer Kirche geleistet. Die Diakonie ist damit der größte Träger von Zivildienst in Deutschland.

„Die EKD-Synode in Berlin-Weißensee hat in der Debatte um die Wiederbewaffnung Deutschlands bereits 1950 bekannt: Wer um seines Gewissens willen den Kriegsdienst verweigert, soll der Fürsprache und der Fürbitte der Kirche gewiss sein“, erklärte der Diakonie-Präsident. „Seither haben sich die evangelische Kirche und ihre Diakonie dafür eingesetzt, dass junge Männer nicht nur einen waffenlosen Ersatzdienst ableisten konnten, sondern einen gesellschaftlich anerkannten sozialen Friedensdienst“. Es sei gelungen, den Spagat zwischen staatlicher Dienstpflicht und kirchlich-diakonischem Selbstverständnis konstruktiv zu gestalten. Der Zivildienst in Deutschland habe sich zunehmend zu einem Ort des sozialen Lernens entwickelt. Die gemeinwohlorientierte Arbeit der Zivildienstleistenden in Kirchengemeinden und diakonischen Einrichtungen habe dies erheblich mitgeprägt. Dank gelte auch den Mitarbeitenden, die sich den Zivildienstleistenden angenommen und entscheidend zum Erfolg des Zivildienstes beigetragen haben.

Die Aussetzung der Wehrpflicht zum 30. Juni 2011 besiegelt auch das Ende des Zivildienstes. Spätestens am 15. Dezember 2011 werden die letzten Zivildienstleistenden ihren Dienst beenden. Der Wegfall des Zivildienstes sei bedauerlich und nicht leicht zu kompensieren, so Stockmeier. Nicht zu unterschätzen sei, dass der Zivildienst jungen Männern Einblicke in Lebenswelten ermöglicht habe, mit denen sie sonst nicht in Berührung gekommen wären. Viele hätten dadurch beispielsweise erstmals Kontakt zu hilfebedürftigen Menschen gehabt. Zudem konnten sie Berufe im sozialen Bereich kennen lernen. Dies sei für viele Zivildienstleistende eine prägende Erfahrung gewesen, die mitunter auch die Berufswahl beeinflusst habe, insbesondere aber die Bereitschaft erhöhte, sich freiwillig zu engagieren.

Anlässlich des 50-jährigen Jubiläums fand im Frühjahr eine Feier in den Von-Bodelschwingschen Stiftungen in Bethel statt, in denen der Zivildienst 1961 seinen Anfang genommen hatte.

## Neubeginn mit Entlastung Diakonische Konferenz blickt guten Muts in die Zukunft

Die Diakonische Konferenz hat auf ihrer Sonder-sitzung im Frühjahr in Berlin den Vorstand des Diakonischen Werkes der EKD und den Diakoni-schen Rat entlastet. Damit zog die Delegierten-versammlung der Diakonie einen Schlusstrich unter die Vorgänge, die aus der Geschäftsbe-ziehung des Diakonischen Werkes der EKD mit der Unternehmensberatung Dithmar und Partner resultierten.

Die Entlastungen des Vorstandes und des Rates werden in der Regel bei den turnusgemäßen Diakonischen Konferenzen im Herbst vorge-nommen. 2010 wurde dies zurückgestellt, um diese Vorgänge lückenlos aufzuklären. „Weder der Bericht der Wirtschaftsprüfungsgesellschaft, noch die wirtschaftsstrafrechtliche Prüfung ha-ben indes Hinweise auf Strafbestände ergeben“, hob Landesbischof Frank Otfried July, Vorsitzen-der des Diakonischen Rates, in seinem Bericht hervor. Auch ein Hinweis, der bei einem eigens vom Diakonischen Rat eingesetzten unabhän-gigen Ombudsmann einging, habe sich für weitere eventuelle Untersuchungen als unbedeutend er-wiesen. Dem Vorwurf des mangelhaften Control-lings begegne der Diakonie-Bundesverband, in-dem er eine Controllingstelle einrichten werde. „Damit können wir dieses Kapitel schließen“, betonte July.

Zu den vakanten Vorstandsstellen (seit 1. Januar ist der sozialpolitische Vorstand nicht besetzt und mit dem 1. Mai 2011 ist durch das Aus-

scheiden von Dr. Wolfgang Teske auch der Vor-stand Wirtschaft und Finanzen unbesetzt) er-klärte July, dass der Diakonische Rat voraus-sichtlich im Sommer über die Besetzung der Vorstandsstelle Sozialpolitik entscheiden könne. Bevor er die Wiederbesetzung des Vorstands Wirtschaft und Finanzen einleite, werde der Rat die Strukturen im Hinblick auf die Fusion des Diakonischen Werkes der EKD mit dem Evangeli-schen Entwicklungsdienst überprüfen, erklärte July. Ab 1. Mai 2011 werde Pfarrerin Cornelia Füllkrug-Weitzel Vizepräsidentin des Diakoni-schen Werkes der EKD. Dies habe der Rat be-schlossen. Füllkrug-Weitzel ist seit Januar 2000 Vorstandsmitglied des Diakonischen Werkes der EKD mit dem Zuständigkeitsbereich Ökumeni-sche Diakonie (unter anderem „Brot für die Welt“ und „Diakonie Katastrophenhilfe“).

Im weiteren Verlauf der Sitzung beschäftigen sich die Delegierten mit der neuen Satzung für das Evangelische Werk für Diakonie und Entwicklung. Die Satzungsdiskussion ist Grundlage für die Fu-sion des Diakonischen Werkes der EKD mit dem Evangelischen Entwicklungsdienst. „Heute sind wir im Klärungsprozess für die Satzung einen entscheidenden Schritt vorangekommen“, be-tonte Diakonie-Präsident Johannes Stockmeier. „Die Zusammenführung von zwei Institutionen mit unterschiedlichen Strukturen und Kulturen ist auf einem guten Weg. Die heutige Diskussion zeigt, dass wir den Satzungsprozess bei der nächsten Sonderkonferenz im Juni in Bonn voraussichtlich abschließen können“.

Jesus ermutigt dazu,  
den ersten Schritt zu  
wagen: Gott etwas  
zuzutrauen und ihm die  
Chance zu geben, mein  
Leben zu verändern.

Tina Willms

## Willkürlich gerechnet Diakonie erwartet neue Ver- fassungsklage zu Sozialhilfe- Hartz-IV

Die von Bundestag und Bundesrat im Februar 2011 beschlossene Neuregelung der Gesetzgebung zur Grundsicherungs-Sozialhilfe bzw. „Hartz IV“ bleibt nach Ansicht der Diakonie weit hinter den Notwendigkeiten zurück. „Bei den leider nur leicht angehobenen Regelsätzen vermissen wir die vom Bundesverfassungsgericht geforderte transparente Ermittlung nach fachlichen Gesichtspunkten. Wir halten es weiterhin für problematisch, einzelne Positionen wie Zimmerpflanzen oder Zusatzgebühren beim Arzt willkürlich heraus zu rechnen. Nach unseren Berechnungen müsste der Regelsatz deutlich höher liegen“, sagte Diakonie-Präsident Johannes Stockmeier nach dem Gesetzgebungs-Änderungsverfahren in Berlin.

Als positive Entwicklung begrüßt die Diakonie, dass das Bildungs- und Teilhabepaket zukünftig in die Zuständigkeit der Kommunen fällt, die bis 2013 auch die dadurch entstehenden, tatsächlichen entstehenden Kosten erstattet bekommen. „Diese Gestaltung vermeidet Doppelstrukturen. Zudem sichert sie, dass die zur Verfügung stehenden Mittel den kommunalen Strukturen der Kinder- und Jugendhilfe zugute kommen, die seit Jahren eine engagierte Arbeit für sozial benachteiligte Kinder und Familien verwirklichen“, hob Stockmeier hervor.

Weitere Kritikpunkte der Diakonie bleiben bestehen. „Die Abschaffung der Rentenversicherungsbeiträge zum Beispiel befördert die Abhängigkeit von Grundsicherung im Alter. Weitere Lücken entstehen durch den Wegfall des Erziehungsgeldes für Hartz-IV-Empfänger“, sagte der Diakonie-Präsident. Nun bleibe es abzuwarten, ob und wie das Bundesverfassungsgericht im Rahmen eines neuerlichen Normenkontroll-

verfahrens die jetzige Reform beurteile. „Zum gegenwärtigen Zeitpunkt erscheint es aber richtig und wichtig, die Verhandlungen abzuschließen. Denn erst mit Inkrafttreten der Neuregelung kommen die erreichten Verbesserungen den Leistungsberechtigten zugute“, erklärte Stockmeier.

„Die Diakonie wird weiterhin ihren anwaltschaftlichen Auftrag wahrnehmen und eine angemessene Reform der Grundsicherung anmahnen. Deren Ziel muss es sein, Armut und ihre Ursachen zu bekämpfen, statt die Diskussion über das Lohnabstandsgebot in das Zentrum sozialpolitischer Überlegungen zu rücken“, bekräftigte Stockmeier.

## Nicht nur halbherzig Armut bekämpfen Diakonie fordert umfassendere Strategien zu auskömmlicher Beschäftigung

Das Diakonische Werk der EKD begrüßt es, dass die Bundesregierung die soziale Eingliederung von Kindern in die Gesellschaft und die Bekämpfung der Altersarmut als Zielsetzung in das „Nationale Reformprogramm Deutschland 2011“ aufgenommen hat, das im Frühjahr verabschiedet wurde. Bei ihren Maßnahmen zur Bekämpfung der Armut beschränke sie sich jedoch weiterhin nur auf die Reduzierung der Langzeitarbeitslosigkeit. „Das ist ein wichtiger Bereich“, stellte Diakonie-Präsident Johannes Stockmeier in Berlin fest. „Aber auch Menschen, die wegen ihres Alters, ihrer Krankheiten, ihrer Behinderung oder ihrer Herkunft auf dem Arbeitsmarkt geringe Chancen haben, brauchen Lebens- und Entfaltungsmöglichkeiten“.

Die Diakonie bezweifelt, ob das deutsche Programm dazu beitrage, das Ziel der EU-Strategie „Europa 2020 für Beschäftigung und intelli-

gentes, nachhaltiges und integratives Wachstum“, die Zahl der armen Menschen bis 2020 um 20 Millionen zu verringern, zu erreichen. „Ich frage mich, wie dieses Ziel erreicht werden soll, wenn das Land mit der stärksten Wirtschaftskraft in Europa nach eigenen Angaben nur 660.000 Personen aus der Armut holen will“, erklärte Stockmeier. Dies erscheine halbherzig. Die Zahl der in Armut Lebenden wird auf rund sechs Millionen Personen geschätzt. Das Ziel der Sozialpolitik müsse die Schaffung auskömmlicher, guter Beschäftigungsmöglichkeiten sein. Zu vermeiden seien prekäre Arbeitsverhältnisse.

Diakonie-Präsident Stockmeier kritisierte zudem, dass die Vertreter der Zivilgesellschaft, insbesondere die Kirchen und die Freie Wohlfahrtspflege, entgegen eindeutiger Beschlüsse auf EU-Ebene, nicht in die nationale Zielsetzung eingebunden gewesen wären. „Ich erwarte von der Bundesregierung, dass sie ihre Anstrengungen bei der Armutsbekämpfung mehr als verdoppelt und uns in Zukunft bei der nationalen Umsetzung der Ziele der Strategie ‚Europa 2020‘ aktiv mit einbezieht“, forderte Johannes Stockmeier. Das Diakonische Werk der EKD habe sich zusammen mit den beiden großen Kirchen und den anderen Wohlfahrtsverbänden sehr für die Aufnahme des Ziels Armutsbekämpfung in die Strategie ‚Europa 2020‘ eingesetzt.

## Problembezirke nicht abhängen Diakonie unterstützt „Bündnis für eine Soziale Stadt“

Das Diakonische Werk der EKD unterstützt den Gründungsauftrag der Initiative "Bündnis für eine Soziale Stadt". DW-Präsident Johannes Stockmeier sieht in diesem Programm viel Segensreiches zur Integration der Einwohnerschaften in

Problembezirken: „Aus unserer Sicht leistet dieses sehr erfolgreiche Programm zukunftsweisende Beiträge für eine integrierte Stadtentwicklungspolitik in den Städten und Gemeinden. Insbesondere in benachteiligten Quartieren werden hier städtebauliche mit sozial-integrativen Investitionen verknüpft“.

In den vergangenen Monaten hat sich das Diakonische Werk der EKD in Stellungnahmen, Presseveröffentlichungen und politischen Gesprächen gemeinsam mit anderen Verbänden vergeblich bemüht, die finanziellen Kürzungen im Bereich des Programms „Soziale Stadt“ zu verhindern. Vor diesem Hintergrund begrüßt das Diakonische Werk der EKD die Initiative und unterstützt den Gründungsauftrag.

Die Ende 2010 vom Deutschen Bundestag beschlossene Kürzung von 95 auf 28 Millionen Euro bedeutet nach Ansicht der Diakonie das Aus für ein Programm, das die umfassende Verbesserung der Lebensbedingungen in benachteiligten Stadtteilen zum Ziel hatte. „Damit können keine neuen Initiativen zur Stabilisierung von Nachbarschaften in sozialen Brennpunkten gefördert werden, und die Menschen werden in Problemquartieren bei der Bewältigung ihrer Alltagsprobleme alleine gelassen“, betonte Stockmeier.

Auch diakonische Träger engagieren sich in diesen Gemeinwesen für bessere Teilhabechancen. Zusammen mit den Kirchengemeinden leisten sie nachhaltige Beiträge zur Verbesserung des nachbarschaftlichen Zusammenlebens. Das Programm „Soziale Stadt“ hat dazu wegweisende Projekte auf den Weg gebracht, die den sozialen Zusammenhalt in den Quartieren stärken, deren Anschluss an die Stadtgesellschaft verkürzen und wichtige Beiträge zur Sicherung des sozialen Friedens leisten. Nun sucht das neue Bündnis, diese segensreichen Aktivitäten wieder zu beleben.

## Etwas Brot und ein Besuch Wie Ehrenamtliche in der Pfalz ökumenisch Not lindern

Der Verein „alt - arm – allein“ aus Kaiserslautern erhielt in diesem Frühjahr den mit 10.000 Euro dotierten Hans-Rosenthal-Ehrenpreis. Der Verein werde für seine unbürokratische, schnelle und ehrenamtliche Unterstützung älterer und hilfsbedürftiger Menschen ausgezeichnet, teilte ZDF-Intendant Markus Schächter, der Vorsitzende der Preisjury, in Mainz mit. Die Auszeichnung wurde bei einer Festveranstaltung in Landau übergeben.

Der Hilfsverein „alt - arm – allein“ besteht seit 14 Jahren und hat in dieser Zeit nach ZDF-Angaben ungefähr 2,5 Millionen Euro an Spenden gesammelt. Aktuell werden 600 Personen in der Region Kaiserslautern in Form von Nachbarschaftshilfe unterstützt. Träger des Vereins sind die evangelische Apostelkirchengemeinde, die katholische Pfarrei St. Maria und die Tageszeitung „Die Rheinpfalz“.

Der Hans-Rosenthal-Ehrenpreis wird seit 2003 von einer nach dem verstorbenen ZDF-Quizmaster Hans Rosenthal benannten Stiftung und dem Verein „Aktion Hilfe in Not“ verliehen. Er wird an Organisationen oder Persönlichkeiten vergeben, die sich in herausragender Weise für notleidende Menschen einsetzen. Zu den Preisträgern der vergangenen Jahre zählten unter anderem Peter Maffay, Franz Beckenbauer, Karlheinz Böhm und die Aktion „Ein Herz für Kinder“.

1997 stieß der Kaiserslauterer Zeitungsredakteur Hans-Jochim Redzimski auf die oft verborgene Not, in der auch gerade ältere Menschen in und um Kaiserslautern lebten. Es waren Personen mit Brüchen im Lebenslauf, nach Scheidung, Krankheit oder langer Arbeitslosigkeit. Kurz: Die Verlierer unserer Gesellschaft. Einzelne Gutwillige halfen zwar, auch linderten Hilfsbereite aus Kirchengemeinden Notfälle, und auch die

ersten Lebensmittelspenden aus der Geschäftswelt fielen an. Redzimski wollte das alles zielgerichtet zusammen fassen.

Der Verein „alt – arm – allein“ wurde nach einer ersten Weihnachtsspendenaktion gegründet. Die evangelische Apostelgemeinde und die katholische Marienpfarre kamen mit ins Boot. Als Vereins-Vorsitzender stellt sich der frühere Präsident des Bundesliga-Clubs 1. FC Kaiserslautern, Norbert Thines, an die Spitze der guten Sache. Er gibt im hilfstätigen Verein nicht nur eine Galionsfigur ab, sondern kümmert sich auch ganz konkret um das Wohl von älteren Patienten in Krankenhäusern, denen er kleine Dinge besorgt und Erleichterungen ihres Klinikaufenthaltes aushandelt.

Derzeit kümmert sich der Verein mit den drei „A's“, nämlich „alt – arm – allein“, um rund 600 bedürftige Seniorinnen und Senioren in und um Kaiserslautern. Bei der Spendenaktion im letzten Advent 2010 kamen 285.000 Euro zusammen. Für ein Zehntel der Betreuten werden regelmäßig Lebensmittel- und Bedarfs-Pakete gepackt mit Butter, Mehl, Milch, Fleisch, Obst, Konserven, Nudeln, Kartoffeln und Hygieneartikeln. Auch werden die Bedürftigen über ihre Rechtsansprüche wie vor allem die Grundsicherung im Alter beraten; bei der Antragsstellung sind die Vereinsmitglieder behilflich. Kurzfristig springt der Verein unbürokratisch mit einmaligen, finanziellen Geldbeträgen ein, worüber der Vorstand allmonatlich berät und entscheidet.

### Dauerwelle und Pediküre

Aber nicht nur die finanzielle Hilfe und das leibliche Wohl der gut 600 Betreuten sind den Vereinsmitgliedern ein Anliegen. Auch Besuche werden gemacht, Spaziergänge werden unternommen, ein Blumenstock vorbei gebracht. Das sowohl in den Wohnungen wie in den Altenheimen. Und ein offenes Ohr für die Erinnerungen der Besuchten ist oft genau so wichtig, wie ein Mitbringsel. Aufmerksames Zuhören kann bei Alleinstehenden ein wichtigeres Geschenk sein als eine materielle Gabe. Und die Spender und Sponsoren helfen auch nicht nur mit Geld, sondern ganz konkret: Sei es, dass Friseure mehre-

ren Dutzend alten Damen eine kostenlose Dauerwellen-Frisur oder Fußpflegerinnen eine Pediküre spendieren. Kaiserslauterer Schneidereien haben auch schon unentgeltlich für die Bedürftigen genäht.



Die Aktiven des Kaiserslauterer Vereins „alt – arm – allein“ in Aktion  
Bild: Vereinsfoto

Im Sommer wird regelmäßig zum „Waldfest der Zuversicht“ eingeladen. 500 Gäste nehmen daran teil. Beliebt ist auch das festliche Weihnachtsessen, bei dem ein Restaurant ein Drei-Gang-Menü aufischt. Ein Geschenkpackchen liegt auch noch auf dem Tisch des Restaurants, in dem natürlich die Kerzen des Weihnachtsbaums leuchten, den sich die meisten Betreuten zuhause gar nicht leisten können.

Und Initiator Redzimski wäre nicht engagierter Journalist, wenn er nicht auch die Kommunikation über das Zeitungs-Medium beflügelte. Seit zehn Jahren erscheint das Vereinsorgan „Wir“ in einer Auflage von 3.500 Exemplaren für Mitglieder, Bedürftige, Sponsoren und Helfer. Neben konkreten Nachrichten und Erlebnisberichten werden auch kurzweilige Unterhaltung und Anzeigen gedruckt, wodurch schon viele Ältere Hobby-Freunde gefunden haben.

Weitere Informationen: Elisabeth Dressing, Kennelstrasse 7, 67659 Kaiserslautern, Tel. 0631.7500464; Mail [alt.arm.allein@gmx.de](mailto:alt.arm.allein@gmx.de)

## Auf Potenziale des Alters setzen Empfehlungen der Kommission zum Sechsten Altenbericht

Der Ende letzten Jahres veröffentlichte Sechste Altenbericht der Bundesregierung zu den Altersbildern ist auf eine große Resonanz gestoßen (siehe auch unsere Beiträge in ESW-Informationsbrief 2-2011). Die Altenberichts-Kommission wollte nicht nur die in verschiedenen Bereichen virulenten Altersbilder beschreiben, sondern ihr lag auch daran, mit dem Erweis differenzierter Vorstellungen vom Alter in der Gesellschaft einen Beitrag zu leisten, zu einer sachgerechteren Integration älterer Menschen in die verschiedenen Lebensbereiche. Dazu gehört die ungetrübte Wahrnehmung der Grenzen und der Stärken alter Menschen. In vielen Fällen heißt dies aber auch, dass sich das Umfeld die Stärken und Potenziale alter Menschen zunutze macht. In der zweiten der folgenden zehn Empfehlungen ist diese Empfehlung aktiver Beteiligung lebensaltriger Zugehöriger gerade auch an die Kirchen und Religionsgemeinschaft gerichtet.

Die Sechste Altenberichts-Kommission hatte den Auftrag, die im politischen Diskurs, aber auch in anderen zentralen gesellschaftlichen Bereichen dominierenden Altersbilder zu untersuchen und aufzuzeigen, in welcher Hinsicht diese Altersbilder einen differenzierten Umgang mit Fragen des Alters fördern oder aber erschweren.

Die Kommission geht von einer großen Vielfalt und Verschiedenheit der Lebenssituationen älterer Menschen aus. Dementsprechend ließ sie sich bei ihrer Arbeit von der Frage leiten, inwieweit in den untersuchten gesellschaftlichen Bereichen (Politik, Recht, Bildung, Medien, Arbeit, Zivilgesellschaft, Wirtschaft, Gesundheit, Pflege, Religion) Altersbilder

erkennbar sind, die dieser Heterogenität der Lebensformen im Alter entsprechen. Vor dem Hintergrund dieser Analysen zeigt die Kommission auf, dass einseitig ausgerichtete Altersbilder die gesellschaftliche und individuelle Nutzung von Potenzialen im Alter und eine selbstverantwortliche und mitverantwortliche Lebensführung älterer Menschen erschweren.

#### Scheitern mündet in Vergebung

Zu Altersbildern in der Kirche wird im zwölften, von Gerhard Wegner und Andreas Kruse verfaßten Abschnitt des Berichts (Seiten 409 bis 428) anerkennend festgestellt, dass sich die Kirchen seit etwa zehn Jahren differenzierterer Altersbilder bedienen (Seite 428). Hierzu gehört nicht nur der instrumentalisierende Einsatz der „fitten“ Alten als gemeindliche Akteure, sondern auch die Integration von Unvollkommenheiten in der Liebe zu den anderen und von fragmentarischem Leben in die Annahme durch Gott (Seite 419): „Bis ins hohe Alter hinein selbstverantwortlich alle möglichen Potenziale zu verwirklichen ist deswegen nicht nur sinnvoll, sondern geboten. Menschen sind durchaus zur Leistung berufen. Aber ihr Wert und ihre Würde hängen nicht an der Umsetzung dieser Imperative. Das theologische Denken bleibt deshalb allen Kriterien eines ‚erfolgreichen Alterns‘ gegenüber skeptisch. Einige Theologen und Theologinnen fordern, dem ‚Terror des gelingenden Lebens‘ zu wehren, den sie in einer neoliberal inspirierten Feier einer ausschließlich selbstverantwortlich zu erbringenden Alters-Fitness erkennen. Ein simples, eindimensionales ‚successful aging‘ kann deshalb christlich-theologisch, aber wohl auch mit Blick auf andere Religionen, von vielen nicht ratifiziert werden. Denn auch dann, wenn sich das Alter nicht so einfach in die Selbsterfahrung der Menschen einordnen lässt und man sich stets jünger fühlt als man ist, bleibt es eine Bedrohung und macht Angst, weil es mit dem Tod verbunden ist. Zwar bleibt das Scheitern stets eine Möglichkeit, die nicht ausgeblendet werden darf. Aber auch die christliche Überzeugung bleibt dahingehend mitten im Leben: Am Ende steht nicht Bewährung, sondern Vergebung und Liebe. Auch das

vierte Alter darf in dieser Sichtweise nicht als das Ende jeder Freiheit begriffen werden“.

Es wird auch deutlich, dass undifferenzierte und einseitige Altersbilder einem ethisch und fachlich angemessenen Umgang mit der Verletzlichkeit des Alters entgegen stehen. Wenn zum Beispiel Alter mit Krankheit gleichgesetzt wird oder wenn dem Alter ein geringes Veränderungspotenzial unterstellt wird, kann dies dazu beitragen, dass eine fachlich anspruchsvolle medizinische, rehabilitative, pflegerische und soziale Unterstützung in Grenzsituationen des Alters ausbleibt.

#### Stärken und Grenzen

Die Kommission hat ihren Auftrag nicht so verstanden, dass „negative“ Altersbilder einfach durch „positive“ ersetzt werden sollten. Die nachfolgenden Empfehlungen sind deshalb kein Plädoyer für bestimmte Altersbilder, sie sollen vielmehr für bestimmte Aspekte des Alterns und des Alters in verschiedenen Kontexten sensibilisieren. Die Kommission zeigt auf, wie verschiedenartig das Alter ist, wie vielfältig die Kompetenzen und Lebensstile älterer Menschen sind und wie unterschiedlich deshalb auf die Fragen des Alters geantwortet werden muss. Sie sieht ein wichtiges Ziel darin, dass im öffentlichen Raum sehr viel differenzierter als bislang über die Stärken wie auch über die Grenzen im Alter gesprochen wird. Die Reflexion von Altersbildern auf gesellschaftlich-kultureller und auf individueller Ebene trägt dazu bei, das Älterwerden und das Alter differenzierter zu betrachten. Dies ist die entscheidende Grundlage dafür, dass in Zukunft sehr viel differenziertere Altersbilder kommuniziert werden, als dies gegenwärtig der Fall ist. Ältere Menschen sollten nicht nur im Hinblick auf Grenzen sondern auch im Hinblick auf Stärken adressiert und angesprochen und damit für gesellschaftliches Engagement gewonnen werden. Hier nun die zehn Empfehlungen des Sechsten Altenberichts (Seiten 514 bis 520).

1. Den demografischen Wandel als Gestaltungsaufgabe verstehen  
Der demografische Wandel wird in der öffent-

lichen Diskussion vielfach mit negativen Attributen belegt und als Bedrohung dargestellt. Dabei wird nicht bedacht, dass ein zentraler Aspekt des demografischen Wandels – die deutlich zunehmende Lebenserwartung – dem Individuum viele neue Perspektiven eröffnet. Der demografische Wandel stellt eine gesellschaftliche und politische Herausforderung dar, deren Bewältigung auch dadurch gefördert wird, dass einseitig negative Altersbilder revidiert werden.

Die mit dem demografischen Wandel einhergehenden Veränderungen zu gestalten und gesellschaftliche Strukturen an diese anzupassen, ist eine vorrangige politische Aufgabe. Bei der Wahrnehmung dieser Gestaltungsaufgabe sollten Entscheidungsträger und Entscheidungsträgerinnen in Gesellschaft, Politik und Wirtschaft kritisch reflektieren, von welchen Altersbildern sie sich leiten lassen, und diese Altersbilder mit der Vielfalt der Altersformen (Heterogenität des Alters) konfrontieren. Politische Entscheidungsträger und Entscheidungsträgerinnen sollten sich die Implikationen ihrer (auch öffentlich kommunizierten) Altersbilder für Politik und Gesetzgebung bewusst machen. Die Verwendung von einseitigen Altersbildern zugunsten bestimmter politischer und wirtschaftlicher Absichten sollte vermieden werden. Speziell im politischen Diskurs über die Konsequenzen der demografischen Entwicklung müssen inszenierte Altersbilder als solche identifiziert und die dahinter stehenden Interessen offengelegt werden. Bilder von Generationenverhältnissen wie jene des „Generationenkonfliktes“ oder des „Kampfes der Generationen“ erschweren den Umgang mit dem demografischen Wandel. Sie sollten vorsichtig verwendet werden, weil sie gerade in einer Gesellschaft des langen Lebens negative Auswirkungen haben und konkrete Konflikte erst schaffen können. Dabei kommt einer möglichst differenzierten medialen Darstellung der vielfältigen Formen des Alters sowie der vielfältigen Beziehungen zwischen den Generationen besondere Bedeutung für den verantwortlichen Umgang mit den Herausforderungen des demografischen Wandels zu.

2. Eine neue Kultur des Alters entwickeln  
Das Alter verdient eine neue Betrachtung. Noch immer herrscht im Umgang mit dem Alter eine Fokussierung auf Fürsorge- und Hilfebedürftigkeit vor – auch wenn diese in vielen Fällen gut gemeint ist. Eine ausschließliche Deutung des Alters als einen Lebensabschnitt, der einer besonderen Sorge und eines besonderen Schutzes bedarf, entspricht nicht der Vielfalt des Alters. Die fürsorgerische Sicht auf das Alter muss durch eine an den Stärken und Gestaltungsspielräumen des Alters orientierte Sicht ergänzt werden.

So sollten zum Beispiel die Kirchen und Religionsgemeinschaften ältere Menschen nicht als vornehmlich unterstützungsbedürftig ansehen. Vielmehr sollten sie auch den vielfältigen Lebensstilen und Erwartungen älterer Menschen Rechnung tragen und auf ihre Kompetenzen und die Entwicklung ihrer Potenziale setzen.

Der demografische Wandel betrifft nicht nur ältere Menschen, sondern alle Teile der Gesellschaft und alle Altersgruppen. Politik für ältere Menschen muss als Teil einer übergreifenden Generationenpolitik verstanden werden. Dies könnte sich auch in der Namensgebung oder sogar im Ressortzuschnitt von Ministerien (zum Beispiel als „Generationenministerium“) niederschlagen. Dies gilt im Grundsatz für alle politischen Institutionen, Verbände und dergleichen, die die Bezeichnung „Senioren“ im Namen tragen. In politischen Parteien sollte die Sinnhaftigkeit von Seniorenorganisationen überdacht werden. In den Altenberichten, den Familienberichten und den Kinder- und Jugendberichten der Bundesregierung sollte die Generationenperspektive gestärkt werden.

3. Lebenslauforientierung stärken und Altern als individuelle und gesellschaftliche Gestaltungsaufgabe begreifen  
In einer Gesellschaft des langen Lebens ist der Begriff „Alter“ zu statisch und zu eng, um die Vielfalt und die Dynamik individueller Lebenslagen und Entwicklungen zu beschreiben.

„Alter“ ist in unserer Gesellschaft noch zu sehr mit der Vorstellung eines einheitlichen, fest umrissenen Lebensabschnitts assoziiert. Der Begriff „Alter“ sollte durch den des „Alterns“ ersetzt werden. Die Lebenslaufperspektive muss deutlicher akzentuiert werden. Die Konsumwirtschaft sollte bei der Produktentwicklung und Produktgestaltung, bei der Werbung und beim Handlungsmarketing der Entwicklung individueller Bedürfnisse über den gesamten Lebenslauf hinweg vermehrt Beachtung schenken. Bei der Gestaltung von technischen Produkten ist ein universelles Design („Universal Design“) – also die Konzeption von Produkten in einer Weise, die den Bedürfnissen aller Altersgruppen entspricht – eine gute Ausgangsbasis für eine lebenslange Markenbindung.

#### 4. Bildung als Recht und Pflicht für alle Lebensalter anerkennen

Insbesondere Bildung muss für alle Lebensalter selbstverständlich werden. Bildung, die Kompetenzen für ein eigen- und mitverantwortliches Leben vermittelt, ist ein zentraler Beitrag zur Selbstsorge und Mitverantwortung. Es gibt nicht nur ein Recht auf Bildung, sondern auch eine Pflicht zur Bildung, und zwar über den gesamten Lebensverlauf hinweg. Dies beinhaltet eine Verpflichtung aller Institutionen, die mit allgemeiner und beruflicher Bildung befasst sind, Bildungsangebote für alle Lebensalter zu unterbreiten.

Soziale Teilhabe und die individuelle Entwicklung hängen zunehmend von technischen Möglichkeiten und von den individuellen Kompetenzen ab, neue Medientechnologien zu nutzen. Diese Möglichkeiten und Kompetenzen zur Nutzung neuer Medien sind in der Bevölkerung ungleich verteilt. Neben dem Bildungsstand ist das Lebensalter bei dieser Ungleichverteilung einer der bestimmenden Faktoren. Es ist deshalb eine wichtige Aufgabe für Bildungsträger, auch älteren Menschen Angebote zu machen, um deren Medienkompetenzen zu fördern und den Nutzungsgrad neuer Medien zu erhöhen. Ältere Menschen selbst sind aufgefordert, sich Medienkompetenzen anzueignen und sich mit den Möglich-

keiten der digitalen Welt auseinanderzusetzen.

#### 5. Negative und positive Diskriminierungen aufgrund des Alters vermeiden

Es muss vermieden werden, dass Benachteiligungen allein aufgrund des kalendarischen Lebensalters entstehen (negative Diskriminierung); aber auch Begünstigungen und Privilegien sollten nicht nach Lebensalter gewährt werden (positive Diskriminierung), sondern nach Kriterien, die die soziale Gesamtsituation von Personen berücksichtigen. Regulierungen in verschiedenen Bereichen sollten regelmäßig auf eine mögliche implizite negative oder positive Altersdiskriminierung hin geprüft werden.

Im deutschen Recht werden Altersgrenzen im Kontext des höheren Lebensalters häufig implizit oder explizit mit einem besonderen Schutzbedarf älterer Menschen oder mit einer eingeschränkten Leistungsfähigkeit älterer Menschen begründet. Beides kann defizitorientierte Altersbilder stabilisieren. In konkreten Fällen kann der Schutzaspekt jedoch wichtig sein. Deshalb sollte für den Einzelfall geklärt werden, ob die jeweilige Begründung gerechtfertigt ist.

#### 6. Zu einer neuen Sicht des Alters in der Arbeitswelt gelangen

Alle Akteure der Arbeitswelt sind aufgerufen, die Herausforderungen des demografischen Wandels und den Fachkräftebedarf als Chance zu nutzen und zu einer neuen Sicht auf das Alter in den Betrieben zu gelangen. Langfristig führt kein Weg daran vorbei, länger zu arbeiten. Die Verantwortung liegt auf vier Ebenen:

Unternehmen müssen durch eine lebenszyklusorientierte Personalpolitik (etwa Weiterbildungsangebote oder gesundheitserhaltende Maßnahmen) ihre häufig rein kalendarisch begründeten innerbetrieblichen Altersgrenzen überwinden. Die Beschäftigten selbst sind, wo möglich, mitverantwortlich, Angebote zur beruflichen oder betrieblichen Weiterentwicklung und zur Gesundheitserhaltung zu nutzen und in die eigene Arbeits- und Beschäftigungsfähigkeit zu investieren.

Sozialpartner sind aufgefordert, Tarifverträge konsequent und konsistent so zu gestalten, dass der demografischen Entwicklung Rechnung getragen wird.

Der Gesetzgeber muss verlässliche und konsistente Rahmenbedingungen schaffen.

### 7. Gesundheitspolitik an eine Gesellschaft des langen Lebens anpassen

Viele Krankheiten werden zu Unrecht als Alterserscheinung begriffen. Dies verhindert oder erschwert die Entfaltung von Chancen und Potenzialen des Alters. Krankheit und Alter sind deshalb begrifflich und assoziativ voneinander zu entkoppeln.

Die Gesundheitsversorgung älterer Menschen muss an gesundheitlichen Bedarfen und Notwendigkeiten ausgerichtet sein. Ungeprüfte Annahmen über das Alter dürfen nicht die Grundlage der Gesundheitsversorgung sein. Die an der gesundheitsbezogenen Versorgung älterer Menschen beteiligten Personen müssen die Möglichkeit erhalten und nutzen, eine differenzierte Sicht auf das Alter zu entwickeln und auf dieser Grundlage (individualisierende) Therapie-, Rehabilitations- und Palliationskonzepte anzuwenden. Dazu muss ihnen in Aus-, Fort- und Weiterbildungen entsprechendes Wissen vermittelt werden.

Es müssen vermehrt Konzepte der Gesundheitsförderung und der Prävention mit dem Ziel der Erhaltung der körperlichen, seelisch-geistigen und sozialen Gesundheit entwickelt und umgesetzt werden.

Älteren Menschen muss genauso wie jüngeren Menschen Zugang zu den erforderlichen gesundheitsbezogenen Leistungen gewährt werden. Eine Rationierung solcher Leistungen aufgrund des Lebensalters ist abzulehnen.

Das Sterben ist Teil des Lebens. Die Gesundheitspolitik muss die palliative Versorgung Sterbender deshalb als einen integralen Teil ihres Handlungsfeldes begreifen. In der Schul- und Erwachsenenbildung müssen vermehrt Kennt-

nisse über die körperlichen und seelisch-geistigen Alterungsprozesse sowie über die Möglichkeiten und Grenzen, diese Prozesse zu beeinflussen, vermittelt werden.

Die Segmentierung in der gesundheitlichen und sozialen pflegerischen Versorgung ist zu überwinden. Gesundheitsbezogene, pflegerische und soziale Versorgungsleistungen müssen besser aufeinander abgestimmt werden.

### 8. Zu einem erweiterten Verständnis von Pflege finden

Der Begriff „Pflegefall“ birgt die Gefahr, in der Selbst- und Fremdwahrnehmung mit dem Verlust der individuellen Persönlichkeit verbunden zu werden. Auf Unterstützung und Pflege verwiesene Menschen haben das Recht, sich nicht über ihre Behinderung und ihren Unterstützungsbedarf definieren zu müssen. Auf den Begriff „Pflegefall“ sollte deshalb sowohl im Recht als auch in der öffentlichen Kommunikation konsequent verzichtet werden.

Die angekündigte Überarbeitung des vorherrschenden Pflegebedürftigkeitskonzeptes ist dringend voranzutreiben. Diese sollte nicht nur auf eine Korrektur des vorherrschenden verrichtungsbezogenen Pflegebegriffs zielen. Sie sollte zudem die Förderung von Ressourcen und Teilhabe in das Zentrum stellen. Schließlich sollten auch kognitive Einbußen stärkere Berücksichtigung finden.

Der Ausschluss der Pflegeversicherung aus dem Rehabilitationsrecht (SGB IX) fördert die „Sonderstellung Pflegebedürftiger“. Es sind Bemühungen vonnöten, die Sicherung bei Pflegebedürftigkeit künftig unter dem Teilhabegedanken (wie er im SGB IX kodifiziert ist) zu organisieren, insbesondere auch, um Prävention und Rehabilitation zu stärken.

### 9. Selbst- und Mitverantwortung in der Zivilgesellschaft fördern

Solidarität muss über die Familiengrenzen hinausgehen. Es gilt deshalb, älteren Menschen

neue Wege für Selbst- und Mitverantwortung in der Zivilgesellschaft zu ebnen. Die Sorgefähigkeit und Sorgequalität der Zivilgesellschaft muss insbesondere in den Kommunen gestärkt werden. Ältere Menschen sind aufgefordert, in ihrer Lebensgestaltung die Möglichkeiten der Zivilgesellschaft zu nutzen.

Die Kommunen müssen in eine Infrastruktur für bürgerschaftliches Engagement investieren und damit die Voraussetzung für die Entwicklung und Entfaltung von differenzierten Altersbildern schaffen. Dazu gehören Bildungsangebote, die dazu beitragen, dass Kompetenzen für ein selbstverantwortliches und mitverantwortliches Leben im Alter erhalten und umgesetzt werden können.

Bildungsangebote sollten das bürgerschaftliche Engagement älterer Menschen unterstützen. Bildungsträger sollten in die Qualifizierung älterer Menschen zum bürgerschaftlichen Engagement einbezogen werden. Ältere sind in der Bildungsarbeit stärker in der Rolle als Kompetenz- und Wissensvermittler einzubinden.

#### 10. Kulturelle Unterschiede erkennen und gestalten

Das Bekenntnis zu einer Pluralität von Altersbildern beinhaltet, dass kulturelle Besonderheiten anerkannt werden. Die Politik sowie die einschlägigen Verbände und Einrichtungen sind aufgefordert, in ihren Botschaften, Angeboten und Maßnahmen die Vielfalt der kulturellen Hintergründe älterer Menschen sehr viel stärker zu beachten.

Die Selbsthilfeorganisationen der verschiedenen ethnischen und religiösen Gruppen sind aufgefordert, bei der Entwicklung einer kultursensiblen Altenpolitik sowie Fürsorge- und Pflegepraxis gestaltend mitzuwirken.

Verbände, kommunale Einrichtungen und Träger ambulanter sowie stationärer Pflege sind aufgefordert, durch kulturelle und sprachliche Schulung des Personals, die konkreten Belange von

älteren Migrantinnen und Migranten besser zu berücksichtigen.

Stationäre Einrichtungen der Altenhilfe sollten mit kultureller Umsicht geführt werden, wobei insbesondere auf kultur-, religions- und geschlechtsspezifische Schamgefühle, Essensregeln und Gebetsmöglichkeiten zu achten ist.

## Tuchföhlung mit Paul und Sophia

### Neue Assistenz-Technik setzt auf Netzwerke alter Menschen von Prof. Kurt Witterstätter, Speyer

Dass wir alle älter werden, wissen wir. Wie wir unsere Tage beschließen, wissen wir nicht. Viele, die ihren Partner/ihre Partnerin verloren haben, werden die letzte Zeit ihres Lebens allein verbringen. Mehr als die Hälfte singularisiert jenseits des 80. Lebensjahrs. Und bei den Hochaltrigen steigt die Pflegebedürftigkeitsrate auf über 30 Prozent. Das bereitet individuell Probleme und erfordert gesellschaftliche Ressourcen. Wenn personale Kapazitäten für die Pflege-Kapazitäten knapp werden, fühlt sich die Technik mit der Entwicklung von Assistenz-Systemen verpflichtet. Vielerorts kommt es derzeit zur Zusammenarbeit zwischen technischen Fachbereichen, Medizin, Pflege und Sozialdiensten. Die pflegerische Unterstützung macht sich Sensor-, Informations- und Computer-Technik zunutze.

Ambient Assisted Living AAL heißt diese neue Kombination von technischen Hilfen und sozialen Systemen, die ein möglichst langes Verbleiben in den eigenen vier Wänden ermöglichen soll. Noch ein anderer, knapper englischsprachiger Begriff hat sich eingebürgert: Smart Home. Auf deutsch und etwas komplizierter: Assistenzsysteme im Dienst alter Menschen für ein gesundes und unabhängiges Leben im Alter. Auch damit kann

man auf die Abkürzung von AAL kommen, wofür das Bundesministerium für Bildung und Forschung in den nächsten Jahren 18 Projekte mit einem Volumen von 45 Millionen Euro laufen hat. Die teils einsichtigen, teils etwas skurrilen Forschungsprojekte kann man sich unter der Internetadresse [www.aal-deutschland.de/projektsteckbriefsammlung](http://www.aal-deutschland.de/projektsteckbriefsammlung) herunterladen.

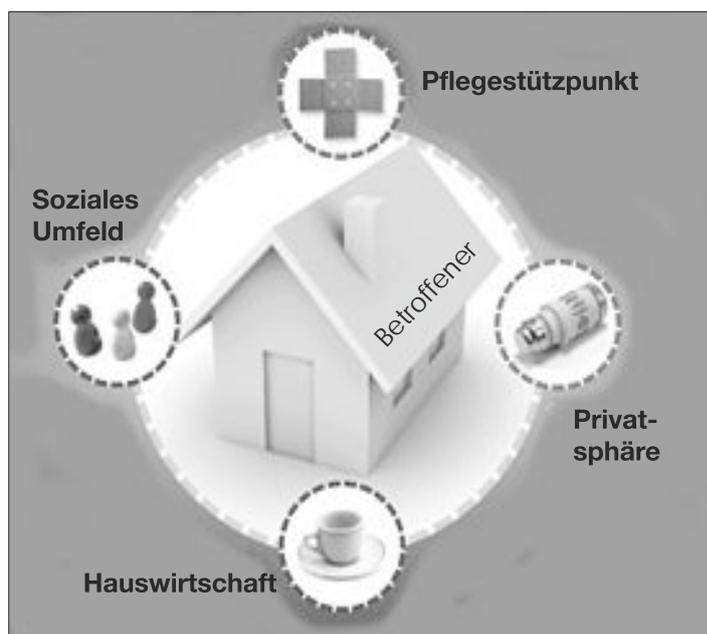
Von Namen wimmelt es da nur so. Da gibt es PAUL, der für den Persönlichen Assistenten für Unterstütztes Leben steht. SENTHA meint Seniorengerechte Technik im Haushalt alter Menschen, TECLA Technikgestützte Pflege-Assistenzsysteme. Und SOPHIA hört auf Soziale Personenbetreuung mit Hilfen im Alltag. Immer geht es also um möglichst selbsttätige Technik- und Überwachungssysteme für allein lebende, hilfebedürftige alte Menschen.

### Vier Felder

Die AAL-Systeme setzen an vier Aufgaben- und Umgebungsfeldern alter Menschen an und wollen zwischen diesen und dem alten Menschen selbst eine Beziehung herstellen: Zwischen Hilfebedürftigen und ihrem sozialen Umfeld, seiner häuslichen Sicherheit, seiner medizinischen Behandlung und Pflege sowie seinem Haushalt und seiner Hauswirtschaft. Es ergibt sich die folgende System-Skizze für die meisten AAL-Konzepte, wie sie vor allem technische Fachbereiche in Berlin, Dresden, Hannover, Kaiserslautern, Karlsruhe und München vorlegen. Danach werden beobachtet und wird interveniert im System zwischen Hilfebedürftigem, seiner gesundheitlichen und hauswirtschaftlichen Versorgung, seinem sozialen Umfeld und seiner Wohnwelt. Diese informations- und kommunikations-technologischen Hilfen (IKT-Hilfen) sollen nach Peter Georgieff (Ambient Assisted Living. Stuttgart 2008, S. 8; [www.fazit-forschung/FAZIT-Schriftenreihe\\_band\\_17](http://www.fazit-forschung/FAZIT-Schriftenreihe_band_17)) sein

- zuverlässig,
- gebrauchstauglich und
- benutzerakzeptabel

Haupt-Medium ist die Information von der Messung der Körperwerte (Blutdruck, Puls, Herzfrequenz, Zuckerstatus über Armbanduhr oder T-Shirt) über Vorräte und Energieverbrauch (mit automatischem Abschalten von Strom und Wasser) bis zur Auslösung von Benachrichtigung und Alarm, wenn die Betroffenen den Bewegungsmelder nicht füttern oder gestürzt sind. Dass oftmals Fehlalarm ausgelöst wird, ist nichts Neues. Das ist sozusagen eingepreist. Auch Jüngeren kann es passieren, dass ihr Rauchmelder schon einmal Alarm losschlägt, wenn der Braten zu lange schmort. Ärgerlicher und unsinniger wird es jedoch, wenn Rettungsdienste alarmiert werden, weil sich die Toilettenspülung wegen klemmenden Zulauf-Ventils nicht abstellt oder weil jemand vor seinem dreitägigen Kurzurlaub vergaß, seinen Bewegungsmelder auszuschalten. Ausmalen lassen sich künftig noch mehr komische Szenen. So könnten sensorische Bodenbeläge bereits dann einen Sturz vortäuschen, wenn sich jemand auf den Boden legt, um einen unter seinen Schrank gerollten Gegenstand hervorzuholen. Da kann man nur sagen: Lieber einmal Fehlalarm, als fehlende Hilfe in Notlagen. Technische Systeme sind eben keine denkenden Mitmenschen. Und daran kranken die Assistenzsysteme in mancher Hinsicht. Die soziale Nähe können sie ohnehin nicht ersetzen.



Unterstützungs-Netzwerk der neuen Assistenz-Systeme

Mit personalen Defiziten werden die alten Menschen in den kommenden Jahrzehnten aber so oder so leben müssen. Die Bedarfe wachsen durch höhere Raten von Hilfe- und Pflegebedürftigkeit bei Hochaltrigkeit und geringere Raten von (jüngeren) Helfenden. Die über 80jährigen mit Pflegebedürftigkeitsraten von über 30 Prozent nehmen in Deutschland von jetzt vier Millionen zur Jahrhundertmitte auf gegen zehn Millionen zu. Die Zahl der Pflegebedürftigen dürfte dann von jetzt 2,2 Millionen auf 3,5 Millionen Personen steigen, wenn sich nichts nachhaltig ändert.

#### Keine Schwarzmalerei

Da sollte man vor Schwarzmalerei kurz die Kontroverse zwischen Medikalisierungsthese (mit starkem Anstieg Pflegebedürftiger) und Kompressionstheorie betrachten. Letztere nimmt für die Zukunft ein gesünderes Durchlaufen des Alters an infolge gesünderer Lebensweise, mehr Sport bei Älteren, entlasteterem Leben, besserer Ernährung, höheren außerhäuslichen Aktivitäten, gezielterer Dauer-Medikation und medizinischem Fortschritt (gerade bei der Demenzbekämpfung).

Man muss aber auch das schwindende Reservoir der Helfenden auf der professionellen und familialen Seite betrachten. Die künftig bei starkem Pflegebedürftigen-Anstieg erforderliche zusätzliche halbe Million an Pflegekräften ist beim jetzt schon bestehenden Pflege-Personalnotstand völlig illusorisch zu rekrutieren. Und auch die jetzt zu Zweidritteln erfolgende häusliche Pflege (1,5 Millionen Pflegebedürftige, mit oder ohne professionelle Mithilfe, gegenüber 700.000 in Heimen) wird auf 40 Prozent sinken (da wären dann nur 1,4 Millionen der dann 3,5 Millionen Pflegebedürftigen familial gestützt; Witterstätter: Soziale Hilfen im Alter, Freiburg 2008, 40 und 134).

Es müssen also über professionelle Pflegekräfte und familiale Pflegepersonen hinaus weitere Ressourcen aufgetan werden: Vom erweiterten sozialen Umfeld (sog. Dritter Sektor) über ambulante, vernetzte bis stationäre Pflege bis eben

zum technischen Assistenz-Support per Kamera, Sensortechnik, automatischen Vollzügen und Bildschirm-Berühr-(Touch-)Technik. Für das Verbleiben in der eigenen Wohnwelt auch bei Pflegebedürftigkeit sind in den letzten Jahren bereits erhebliche Fortschritte erzielt worden. Im Jahrzehnt zwischen 1990 und 2000 hat sich die Ausstattung von Pflegebedürftigen-Haushalten folgendermaßen verbessert: Die Ausstattung mit Zentralheizung von 70 auf 95 Prozent, der barrierefreie Wohnungszugang von 28 auf 60 und die Ausstattung mit pflegegerechter Toilette/Bad von 10 auf 30 Prozent.

#### Der neue Ansatz

Hieran ist anzuschließen. Der neue Assistenz-Ansatz schenkt folgenden Bereichen besondere Beachtung, wobei alle diese vier Momente, die Informationstechnologie macht es möglich, in einem Gesamtsystem zusammen zu binden sind. Es geht um folgende vier Bereiche:

1. Die Autonomie im häuslichen Bereich,
2. die Sicherheit im Alltag,
3. die Gesundheit und
4. die Kommunikation.

Auf allen vier Gebieten sind schon beachtenswerte Ansätze und Ergebnisse erzielt worden.

- Der Erhöhung der Selbstständigkeit dienen Roboter, technische Stützgeräte (wie etwa Katapult-Sessel), Lifter, Meldungen über unzureichende Bevorratung, Internet-Einkauf;
- die Sicherheit wird erhöht durch automatische An- und Abschaltssysteme (Elektrizität, Wasser, Türen, Fenster), Video-Überwachung der Außenflächen, Bewegungsmelder, Rauchmelder, automatische Beleuchtung (gegen Stürze), Rollatoren mit Navigieräten (auch für Demente zum Nachhause-Finden);
- die Gesundheit wird stabilisiert durch Tele-Monitoring (Messung von Blutdruck, Puls, Herzfrequenz, Glukose-Zucker-Werten über Armbänder und Tele-T-Shirts), Tele-Medizin

und Tele-Rehabilitation mit Beratungen/ Konsilen und Übungsvorschlägen am Monitor, elektronische Medikament-Kontrolle mit Monitoring, Vibrations-Training der Rückenmuskulatur mit einem elektronischen Frequenzgeber;

- die sozialen Kontakte nach außen befördern elektronische Terminkalender mit selbsttätigem Melden von Geburtstagen, Treffs und Veranstaltungen, Abbau baulicher Barrieren, Gedächtnistraining und Gehirnjogging mit eingespeisten kognitiven Übungen, Übungen zu geistiger Fitness, Anregungen zur Partizipation.



Der (nachträgliche) Anbau von Rampen für Rollator- und Rollstuhl-Benutzer ist wie bei diesem Wohngebäude möglich, das ursprünglich als Zugang nur die achtstufige Treppe links als Zugang hatte. Der Rampen-Bau hilft auch Eltern mit Kinderwagen. Foto: Kurt Witterstätter

### Die Hemmschwellen

Alles Neue begegnet auch Hemmschwellen. Hürden haben auch die Technischen Support-Systeme in der Altenhilfe zu überwinden. Für den AAL-Experten Peter Georgieff liegen sie zu allererst im Finanziellen (87 Prozent). Nicht immer hilft der Anspruch auf 2.557 Euro nach § 40 SGB XI für wohnungsverbessernde Ein- und Umbaumaßnahmen. Die Pflegekassen sind hier mit Genehmigungen sehr zurückhaltend. Dennoch kann man mit Gutachten von Fachleuten etwas erreichen. Sodann ist die psychologische Akzeptanz

der Betroffenen für die technischen Feinheiten nicht immer gegeben (74 Prozent). Auch haben die Beeinträchtigten verständlicherweise mit dem Datenschutz der von ihnen abgefragten häuslichen und gesundheitlichen Angelegenheiten Probleme (63 Prozent). Außerdem mangelt es am technischen Verständnis der Betroffenen (56 Prozent; Georgieff, Stuttgart 2008, S. 49).

### Die Diagnosewand

Aus den Projektsteckbriefen für die geförderten AAL-Modelle des Bundesministeriums für Bildung und Technologie kann man sehen, wohin die Reise in der Altenhilfe im nächsten Jahrzehnt gehen könnte (vgl. [www.aal-deutschland.de/projektsteckbriefsammlung](http://www.aal-deutschland.de/projektsteckbriefsammlung)). Den Gesundheits- und den Sicherheitsaspekt kombiniert der Vorschlag einer Diagnosewand im Wohngebäude alter Menschen eines Projektträgers aus Lüneburg. Dort entsteht ein Assistenzsystem, das die Sicherheit und damit die Unabhängigkeit älterer, allein lebender Menschen gewährleisten soll. Für die Senioren wird ein engmaschiges Versorgungsnetz aufgebaut, in das Angehörige, Pflegedienst, Hausarzt und Klinik eingebunden werden können. Alle Beteiligten haben ständig einen Einblick, wie es den alten Menschen gerade geht und ob Hilfe erforderlich ist.

Möglich wird dies über hoch innovative UWB-Sensoren (UWB: Ultrabreitband/Ultra-Wideband), die kontinuierlich den Gesundheitszustand der Senioren überprüfen können.

Neben den Vitaldaten wie beispielsweise Atemfrequenz oder Herzfrequenz kann auch die aktuelle Position in der Wohnung gemessen werden. So kann festgestellt werden, ob der alte Mensch beispielsweise morgens wie gewohnt aufgestanden ist. Damit die Senioren sich nicht durch die Technik behindert fühlen, werden die Messgeräte in den Wänden installiert.

Die UWB-Sensoren sind so empfindlich, dass sie Vitaldaten und Position der Bewohner aus einer Entfernung von bis zu acht Metern erfassen können. Auch aus der Haustechnik lassen sich

Informationen ableiten. Die Daten bilden die Lebenssituation ab und werden von einem Assistenzsystem zusammengefasst und interpretiert. Über ein Medizindatenkommunikationssystem wird der aktuelle Lagebericht an ein Notruf- und Sicherheitssystem weitergeleitet, das Angehörige, Pflegedienste, Hausärzte und Kliniken gleichermaßen einbezieht. Das Projekt schließt die Lücke zwischen Hausnotrufprinzip und telemedizinischen Systemen.

#### Das Unnormale als Gefahr

Mit der Verbesserung von Notruf-Systemen befasst sich folgender Bericht einer Initiative aus Sachsen, die in Dresden und Nürnberg ansetzt: Während in öffentlichen Bereichen die Hilfe meist schnell zur Stelle ist, bleiben solche Ereignisse innerhalb der Wohnung oft lange un bemerkt. Die Dresdner Wohnungsgenossenschaften verzeichnen in ihren Wohnungen immer häufiger solche seniorenspezifischen Hilfseinsätze besonders bei Alleinstehenden in „normalen“ Wohnungen mit gemischter Altersstruktur. Übliche Hausnotrufsysteme können von den Betroffenen oft nicht mehr betätigt werden. Hier wird nun im Projekt AUTAGEF ein Assistenzsystem entwickelt, das den Notfall automatisch erkennt und den Notruf selbst auslöst. Die neue Technik ist preiswert und funktioniert, ohne dass der Bewohner etwas an seinem Körper tragen oder selbstständig agieren muss. Dies wird erreicht, indem die schon vorhandene Technik wie Verbrauchszähler genutzt wird, um Unregelmäßigkeiten im Tagesablauf festzustellen und entsprechend zu reagieren. Dabei kann beispielsweise auffallen, dass nicht wie gewohnt um 8 Uhr morgens der Kaffee gekocht wird, aber auch, dass der Gas-/Elektroherd oder der Wasserhahn nicht ausgeschaltet wird. Mit Einverständnis des Bewohners kann programmiert werden, welche Aktionen (Anruf bei Nachbarn, Verwandten, Notruf) erfolgen sollen. In einer weiteren Ausbaustufe kann das Energiemanagement optimiert werden. Das System kann noch weitere Haustechniken (wie Monitoring durch sprachgesteuerte Hausautomation für Behinderte) angliedern.

#### Erkrankte bleiben zuhause

Im oldenburgischen Emsland versucht ein Projekt, Erkrankte möglichst lange in der häuslichen Umgebung ohne Krankenhauseinweisung zu halten. Die Methode bedient sich personaler und technischer Ressourcen. Die Vorgehensweise wird folgendermaßen geschildert: Das Projekt PAALiativ will unheilbar erkrankten Menschen den Wunsch erfüllen, bis zum Lebensende zuhause zu bleiben. Menschliche Zuwendung ist bei der Pflege zuhause unersetzlich. Technische Produkte sollen aber die Patienten, ihre Angehörigen und das Pflegepersonal unterstützen. So soll unheilbar Kranken ein weitestgehend unabhängiges und sozial integriertes Leben mit der bestmöglichen Lebensqualität ermöglicht werden.

Ziel ist die bestmögliche medizinisch-pflegerische Versorgung zuhause. Rechtzeitig sollen Anzeichen einer Krise erkannt und diese möglichst zu vermeiden werden bzw. gemeistert werden. Deshalb arbeiten im Projekt PAALiativ Klinik, niedergelassene Ärzte, Pflegedienst und Notfallversorger eng zusammen. So können vermeidbare Krankenhausaufenthalte am Lebensende (Drehüt-Effekt) verhindert werden. Damit alle Beteiligten immer auf dem aktuellen Stand sind, entwickeln die Projektpartner eine Haus-Kommunikations-Plattform. Moderne technische Systeme (z. B. Sensorik, Telekommunikation) werden dafür mit den sozialen Systemen des Patienten (seinen Angehörigen und sozialen Diensten) verknüpft. Die Plattform steuert die Erfassung der medizinisch-pflegerisch relevanten Daten und die Krisenintervention. Die Plattform ist Kommunikationsmittel zwischen Patienten, Angehörigen und Versorgern. Das System wird in die Hausnotrufzentrale in der Region Weser-Ems integriert.

#### Paten für Singles in Not

In Lübeck macht sich ein Projekt über die Vereinzelung alter Menschen Gedanken und versucht, über die Lebens- und Verbrauchsgewohnheiten der alten Singles bei signifikanten Abweichungen von ihrem Normalverhalten Notfälle zu erkennen,

ohne mittels Kameras oder Mikrofonen in die Intimsphäre der an das Smart-System angeschlossenen Menschen einzudringen. Im Projektbericht heißt es: Im Projekt entsteht ein sozio-technisches Unterstützungssystem, das es Senioren zunächst im Raum Lübeck ermöglichen soll, länger selbstständig in den eigenen vier Wänden zu leben. Mit Hilfe von geeigneten technischen Hilfsmitteln werden dafür die bestehenden sozialen Systeme enger vernetzt. Anstelle einer frühzeitigen Einweisung in ein Heim steht künftig eine bedarfsorientierte Betreuung durch sogenannte Paten. Solche Patenschaften können Freunde, Verwandte, Bekannte und Nachbarn, aber auch kommerzielle Dienstleister übernehmen. Wird eine gesundheitsrelevante Veränderung der Lebensgewohnheiten erkannt, wird der Pate informiert und er kann sich persönlich um die Bedürfnisse des älteren Menschen kümmern. Möglich wird dies durch ein in der Wohnung installiertes System von drahtlosen Sensoren, die soziale Parameter (wie Duschen, Fernsehen und ähnliches), schleichende Veränderungen, aber auch Notfälle wie einen Sturz erfassen.

Zur Respektierung der Privatsphäre kommen keine direkten Empfänger (wie Kameras oder Mikrofone) sondern indirekte Sensoren wie die Nutzung von Licht, Strom, Gas oder Wasser zum Einsatz. Die erfassten Daten werden algorithmisch nach sozialen und medizinischen Gesichtspunkten gefiltert und ausgewertet. Das Sensornetzwerk kann sich dann über das Internet mit dem Serviceportal verbinden und wichtige Aktionen initiieren. Um die Kosten gering zu halten werden möglichst viele bereits im Haushalt vorhandene Geräte wie PC, Telefon oder Internet-Anschluss einbezogen. Das Serviceportal wird mit offenen Schnittstellen ausgestattet, über die auch Drittanbieter ihre Dienstleistungen in das System integrieren können. Dadurch steht den Senioren ein breites Leistungsangebot für Lieferanten zur Verfügung.

## Gefährliches Schnarchen Im Extremfall Schlaganfälle und Herzinfarkte ausgelöst

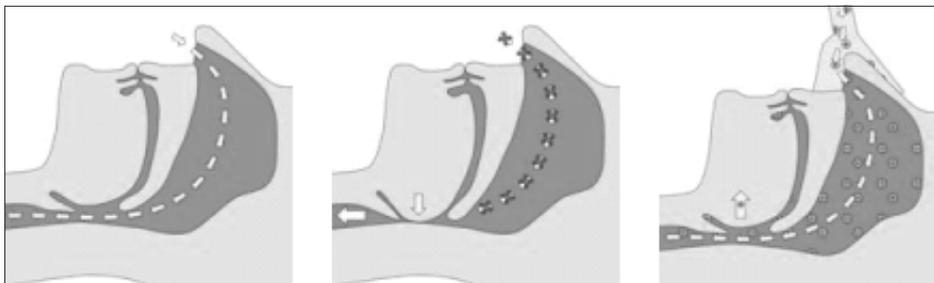
Sägen, Pfeifen, Röcheln: Keine Frage, Schnarchen stört. Und mit dem Alter steigert sich die allnächtliche Lautbildung meist noch. Manches klingt, als liege da jemand in den letzten Zügen; dabei sind die stillen Phasen die eigentliche Gefahr: Atemaussetzer im Schlaf können auf Dauer zu schweren Schäden an Herz und Gehirn führen. Die Betroffenen merken oft gar nicht, was passiert. Wer auffällig schnarcht und sich am Morgen wie gerädert fühlt, sollte daher im Sinne der eigenen Gesundheit mit einem Arzt sprechen. Nur in extremen Fällen ist eine Operation von Nase oder Gaumen nötig, bei den meisten Schnarchern reicht bereits ein spezielles Atemtherapiegerät, das im Schlaf für eine kontrollierte Luftzufuhr ohne Aussetzer sorgt.

Patient Gerhard Schumacher hatte das Problem über Jahre ignoriert, obwohl er schon seit seiner Jugend wusste, dass er schnarchte. Mit zunehmendem Alter und Gewicht wurde es jedoch immer schlimmer: „Die Atemstillstände und mein angestregtes Ringen nach Luft brachten meine Frau regelmäßig um den Schlaf“, erzählt der heute 77jährige Rentner. Erst mit 62 Jahren, nachdem ihn sogar fremde Hotelgäste auf sein auffälliges Schnarchen angesprochen hatten, ging Schumacher deswegen zum Arzt. Fünf Nächte im Schlaflabor brachten Erschreckendes zu Tage: „Während sieben Stunden Schlaf wurden 140 Atemstillstände von insgesamt 70 Minuten festgestellt“, berichtet er.

### Volksleiden Schlaf-Apnoe

Laut Statistik leiden circa 1,2 Millionen Menschen in Deutschland am Schlaf-Apnoe-Syndrom, den unbewussten Atemaussetzern im Schlaf. Besonders gefährdet sind Menschen mit Übergewicht und einem großen Halsumfang. Die Krankheit entwickelt sich oft über Jahrzehnte hinweg unmerklich, dabei sind die Anzeichen leicht zu er-

kennen, wie der Facharzt für Innere Medizin und Spezialist für Schlafmedizin Dr. med. Holger Hein erklärt: „Im Gegensatz zum primären, harmlosen Schnarchen ist bei Schlaf-Apnoe das Schnarchen sehr laut und unregelmäßig. Hinzu kommen Atmungspausen, Zeiten mit zu flacher Atmung oder Phasen mit hoher Atmungsanstrengung.“ Ein deutliches Alarmzeichen sei auch, wenn der Schlaf nicht mehr erholsam ist und man wie gerädert aufwacht. Häufigste Ursache des Problems ist eine zu starke Entspannung der Hals- und Rachenmuskeln. Dadurch fallen die oberen Atemwege zusammen, die Luft kommt nicht mehr in die Lunge; im Extremfall bis zu drei Minuten lang. Die mangelnde Versorgung mit Sauerstoff führt zu steigendem Blutdruck und erhöht das Risiko für Herz-Kreislaufkrankungen wie Arteriosklerose. „Über zwölf Jahre gesehen ist die Wahrscheinlichkeit, einen Herzinfarkt oder Schlaganfall zu erleiden, etwa dreimal so hoch“, so Dr. Hein.



Unsere Skizzenfolge zeigt links die unbeeinträchtigte Schlafatmung. In der Mitte ist die Atmung gestört, rechts verläuft sie dank der Atem-Maske über der Nase störungsfrei Skizze: Michael Brenner, Wikimedia

Behandlungsansätze gibt es viele. Handelsübliche Öle oder Nasenpflaster aus der Apotheke, die gegen Schnarchen helfen sollen, können bei Schlaf-Apnoe aber nichts ausrichten. Besserung bringen dagegen Operationen wie die Entfernung der Nasenpolypen oder das Begradigen der Nasenscheidewand. In einzelnen Fällen sind sogar Eingriffe an Kiefer oder Gaumen nötig. Alternativ zur Operation gibt es inzwischen auch eigens entwickelte Atemhilfen. Diese so genannten CPAP-Atemtherapiegeräte drücken während des Schlafs über eine Atemmaske sanft Sauerstoff in die Atemwege. Der Rachenraum wird

dadurch offen gehalten und der Träger schläft ruhig und ohne Schnarchen. „Nach meinen Erfahrungen hat sich die Therapie mit einem CPAP-Gerät sehr gut bewährt“, berichtet Dr. Hein. „Wichtig für den Erfolg ist allerdings, dass sie gut erläutert wird und der Patient das Prinzip verstanden hat.“

Durchatmen und besser schlafen Wichtig ist, dass man bei der Auswahl der Atemhilfe auf deren Lautstärke achtet. „Die ersten Druckatmungs-Generatoren hatten eine mangelhafte Geräuschkämpfung. Außerdem entstanden durch schlecht anliegende undichte Masken störende Nebengeräusche“, erklärt Falko Menzel, Medizinprodukteberater der FLO Medizintechnik GmbH, die seit zehn Jahren CPAP-Geräte entwickelt. Inzwischen gebe es hier durch Verbesserungen von Generator, Steuerung und Zubehör besonders leise Anlagen. Moderne Systeme könnten sich zudem selbsttätig auf den Benutzer einrichten, so der Experte: „Hier wird der notwendige Druck automatisch über den Atemstrom des Patienten ermittelt und während der Nacht je nach Körperlage und Art der Atemaussetzer immer neu reguliert.“ Dadurch werde verhindert, dass das Gerät unnötig viel Luft einpumpt, die zu einem Blähbauch führen würde.

Rentner Gerhard Schumacher aus unserem Beispiel benutzt inzwischen seit 15 Jahren ein Atemtherapiegerät. „Der Umgang damit war für mich zuerst gewöhnungsbedürftig, aber nach einiger Zeit ist das Schlafen mit der Maske zur reinen Routine geworden“, erinnert er sich. „Früher musste ich stressbedingt drei- bis viermal pro Nacht auf die Toilette und habe durchgehenden Schlaf nicht gekannt. Seit ich regelmäßig mit Atemmaske schlafe, sind diese Probleme weg“, erzählt er. „Ich wache nachts nicht mehr auf, fühle mich morgens fit und komme zudem mit ein bis zwei Stunden weniger Schlaf aus.“ Und da sich sein CPAP-Gerät kompakt verstauen lässt, nimmt er es auch auf Reisen mit.

## Sich rundum aufgehoben fühlen

### Das Augustinum – ein Sozialkonzern im Dienste der Menschen

Selbstständig im eigenen Appartement und gleichzeitig bestens versorgt in allen Lebenslagen wohnen rund 7000 Bewohnerinnen und Bewohner in den 22 Senioren-Wohnstiften des Augustinum bundesweit. Zurzeit entsteht in Meersburg am Bodensee ein weiteres Haus. Das Augustinum bietet alles, was das Leben im Alter angenehm macht. Hier kann man innerhalb des Hauses ins Theater gehen, zum Schwimmen, zum Arzt oder zur Krankengymnastik, zum Einkaufen, zum Frisör oder zur Bank. Im Restaurant haben die Bewohner die Wahl zwischen drei verschiedenen Mittags-Menüs, die eine gesunde und ausgewogene Ernährung nach eigenem Geschmack ermöglichen.

Rundum sicher und geborgen  
Die Tür hinter sich schließen und die Privatsphäre und Selbstständigkeit in einer individuell eingerichteten Wohnung genießen – im Augustinum ist dies mit der Sicherheit verbunden, dass jederzeit für alles gesorgt ist. Angefangen beim umfangreichen Kultur- und Veranstaltungsangebot erstrecken sich Service und Betreuung bis zur Rundumversorgung im Krankheits- oder Pflegefall. Die Versorgung bei vorübergehender Krankheit oder nach Krankenhausaufenthalt ist mit der sogenannten 14-Tage-Regelung sogar ohne zusätzliche Kosten über den monatlichen Pensionspreis abgedeckt. Der Pensionspreis variiert je nach Standort und je nach Wohnungsgröße; bereits ab circa 1.200 Euro monatlich kann man im Augustinum rundum gut betreut wohnen.

Ein Stück Heimat und Lebensqualität  
Die Seniorenwohnstifte des Augustinum bieten nicht nur Sicherheit und Lebensqualität, sondern

auch ein Stück Heimat. Die Herzlichkeit der Mitarbeiter und ihr fachliches Können wurden 2009 in einer Kundenbefragung bestätigt, in der alle Bewohnerinnen und Bewohner der 22 Seniorenwohnstifte des Augustinum bundesweit befragt wurden. 95 Prozent gaben an, dass sie sich im Augustinum „rundum aufgehoben“ fühlen. Das ausgeprägte Heimatgefühl lässt die Bewohner optimistisch in die Zukunft blicken: Mehr als 90 Prozent erwarten demnach, dass die Augustinum-Wohnstifte „auch in Zukunft die besten auf dem Markt“ sein werden.

Pflege im eigenen Appartement  
Einzigartig ist die pflegerische Leistung: Nur das Augustinum bietet die Möglichkeit, bis zur höchsten Pflegestufe und selbst in Härtefällen in der eigenen Wohnung durch die Pflegemitarbeiter fachlich und menschlich optimal betreut zu werden. Der ambulante Pflegedienst im Augustinum ist rund um die Uhr im Haus im Einsatz, für zusätzliche Sicherheit sorgt der 24 Stunden besetzte Empfang. Hervorragende Beurteilungen erhielt neben dem umfangreichen Service- und Kulturprogramm auch die Pflege im Augustinum. Mit dem Konzept der Pflege im Appartement durch vertraute Mitarbeiter setzt der Ambulante Pflegedienst Augustinum alles daran, die Integrität der Privatsphäre und die Achtung der Würde jedes Menschen in jedem Fall zu wahren. Das Augustinum ist stolz darauf, dass sich Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gerade in der Pflege weit über ihren eigentlichen „Job“ hinaus engagieren und hervorragend qualifiziert sind. Dass das Augustinum eine menschlich und fachlich optimale Pflege bietet, bestätigt derzeit auch der Medizinische Dienst der Krankenversicherung. Neun Wohnstifte und zwei Sanatorien des Augustinum für Menschen mit Demenz hat der Pflege-TÜV bereits geprüft und durchweg mit Einsernoten beurteilt, die zudem immer weit über dem Landesdurchschnitt liegen.

Solidarfonds federt Pflegekosten ab  
Unabhängig davon, wie sich die Kosten für die Pflege bei jedem Einzelnen entwickeln: Mit der Pflegekosten-Ergänzungsregelung (PER) haben

Augustinum-Bewohner die Garantie, dass ihr Anteil die vereinbarte Selbstbeteiligung nicht übersteigt. Für maximal 500 Euro im Monat können sie sicher sein, dass alle notwendigen pflegerischen Leistungen erbracht werden, ganz individuell und auf den aktuellen Bedarf zugeschnitten – eine verlässliche Kalkulationsbasis ein Leben lang. Dabei ist die PER keine Versicherung, sondern ein Solidarfonds, in den jeder, unabhängig von Geschlecht und Alter, monatlich 84 Euro einzahlt. Das Modell verdanken die Bewohner der langjährigen Erfahrung und der Größe des Augustinum: Bereits 1988 wurde die PER eingeführt und bei 7.000 Bewohnern funktioniert der „Risikoausgleich“ einfach.

Die Augustinum Gruppe  
Neben den 22 Seniorenwohnstiften betreibt die Augustinum Gruppe eine Fachklinik für Innere Medizin mit angeschlossener Herzchirurgie in München, zwei Sanatorien für Menschen mit demenziellen Erkrankungen in Bonn-Oberkassel und im oberbayerischen Schwindegg sowie das Heilpädagogische Centrum Augustinum (HPCA), in dessen Einrichtungen in und um München Kinder, Jugendliche und Erwachsene mit geistiger und Mehrfachbehinderung betreut werden. Soeben wurde dort das Angebot für Menschen mit Autismus ausgebaut: Als eine der ersten Einrichtungen in Deutschland hat das HPCA eine Wohngruppe für junge Erwachsene mit High-Functioning-Autismus und Asperger-Syndrom gegründet, die auf Jobsuche sind oder bereits einen Beruf ausüben. Die sogenannte WoMAut 3 ist das inzwischen dritte auf Autismus spezialisierte Wohnprojekt des HPCA.

Schulen für Kinder mit Lernbeeinträchtigungen  
Als Schulträger ist das Augustinum in der Arbeit mit Hörgeschädigten und Kindern mit sozialen und emotionalen Auffälligkeiten führend. Insgesamt 650 Schüler mit leichten Hörschädigungen bis hin zu Gehörlosigkeit werden in den staatlich anerkannten Schulen Samuel-Heinicke-Realschule und Samuel-Heinicke-Fachoberschule, mit angeschlossenen Internat, unterrichtet. Die

staatlich genehmigte Realschule Landschulheim Elkofen in Grafing bei München ist eine Einrichtung für begabte Kinder und Jugendliche mit Störungen wie ADS und ADHS, Teilleistungsstörungen wie Legasthenie und Dyskalkulie oder mit Beeinträchtigungen der emotionalen und sozialen Entwicklung.

## Das zweite Leben mit Preziosen Radtour zu protestantischen Klöstern in der Heide

von Simone Spohr, freie Journalistin  
Frankfurt/Main

Als Vorposten zur Kolonisierung östlich des Reiches wurden im 12. und 13. Jahrhundert in der Lüneburger Heide mehrere Klöster, darunter auch Frauenklöster, gegründet. In der Reformationszeit mussten diese Häuser durch Herzog Ernst den Bekenner zu Lüneburg und Braunschweig zum Teil gegen den Willen der Nonnen zum Protestantismus übertreten. Damit wurden diese Frauenklöster in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in evangelische Damenstifte für Frauen vor der Heirat, für unverheiratet gebliebene und verwitwete Frauen umgewandelt. Durch den gehobenen Status der eintretenden Frauen flossen den Heideklöstern wie auch schon vor der Reformation erhebliche Schätze und Preziosen zu. Heute sind die sechs Heideklöster Lüne in Lüneburg, Ebstorf, Isenhagen, Medingen bei Bad Bevensen, Walsrode und Wienhausen, die von der Hannoverschen Klosterkammer Niedersachsens verwaltet werden, noch mit Frauen oftmals nach der Familienphase belegt. Die Konventualinnen widmen ihre zweite Lebenshälfte geistlicher Kommunikation und kultureller Betätigung. Veranstaltet werden Lesungen, Vorträge, Konzerte, und Ausstellungen; der Spiritualität dienen Einkehr-, Stille- und Oasen-Tage. Simone Spohr schildert eine Radtour zu dreien dieser

Klöster. Mit freundlicher Genehmigung von Autorin und Redaktion vom „Diakonie-Magazin“ 1/2011 dürfen wir den Bericht der Frankfurter Journalistin übernehmen.

Süßer Lindenduft weht durch die Allee, als ich vom Lüneburger Bahnhof aus zur Radtour starte: An blühenden Bauerngärten vorbei führt mein Weg zuerst zum Kloster Lüne. Schon bald schimmern die roten Backsteingebäude der verwinkelten Anlage durch die Bäume. Windschiefe Dachfirste und Holzbalken und ein niedriger Tor-durchgang verraten das Alter der Gemäuer. Um 1170 gründeten einige Benediktinerinnen hier eine Gemeinschaft, um ein gottgefälliges und selbstbestimmtes Leben zu führen. In den folgenden Jahrhunderten wuchs das Kloster. Heute noch ist es bewohnt und zählt zur Europäischen Route der Backsteingotik.



Reinhild Freifrau von der Goltz

Reinhild Freifrau von der Goltz ist seit zwei Jahren Äbtissin in Lüne. Zuvor engagierte sie sich bei der Deutschen Stiftung für Denkmalpflege im Raum Hannover, veranstaltete Führungen durch das Kloster Wienhausen bei Celle. „Für alleinstehende Frauen nach der Phase der Berufstätigkeit oder wenn die Kinder aus dem Haus sind, bietet unsere Lebensform erneut Erfüllung. Hier lernen sie Menschen kennen“, sagt die verwitwete Mutter von vier Kindern.

In den Klöstern könnten sich die Frauen in eine Gemeinschaft einbringen, hätten aber durch die eigene Wohnung zugleich genügend persön-

lichen Freiraum. In jedem der drei Heideklöster, die ich auf dieser Radtour besuche, gehört es zu den Pflichten der Bewohnerinnen, Besucher durchs Haus zu führen, dabei offenbaren sich oft antiquarische Schätze. Lüne etwa ist für seine gotischen Bildteppiche und den ebenfalls gotischen Brunnen in der Eingangshalle bekannt. In Ebstorf, meinem nächsten Ziel, zeigt eine gezeichnete Weltkarte aus dem 13. Jahrhundert die damalige Sicht der Welt rund um den Mittelpunkt Jerusalem. Und in Medingen, dem Schlusslicht, findet man Kleinode wie Flussperlen aus der Ilmenau und einen Krummstab aus dem 15. Jahrhundert. Je nach Kloster gehören auch das Gestalten der Wochenandacht und regelmäßige Bibelgespräche zum Leben der Konventualinnen. Natürlich engagieren sich diese auch freiwillig für die Gemeinschaft.



Ansicht Kloster Lüne Foto: Wikipedia - Stephan Komp

Zurück zum Kloster Lüne. Buchsbaumduft weht von einem kleinen Wandelgarten neben der Kapelle in den Kreuzgang. Beschirmt von Efeu und Rosenstöcken, ruhten auf dem Friedhof im Innenhof zunächst katholische Nonnen, später evangelische Stiftsdamen. Im ehemaligen Schlafzellengang der Nonnen knarren die Dielenbretter unter den Schritten. „Die ersten Stiftsdamen hatten vor fast 300 Jahren ihre Schlafzimmer in den einfach gezimmerten Nonnenzellen, ihre Wohnzimmer gingen zum Garten hinaus“, erzählt Äbtissin von der Goltz. Heute wohnen sieben Konventualinnen mit eigenem Haushalt im Kloster, Platz wäre für neun.

Bevor es für mich weitergeht, stärke ich mich im Klostercafe. Die Neue Arbeit Lüneburg beschäftigt hier schwer vermittelbare arbeitslose Menschen. Ich bekomme Apfelkuchen und Biotee serviert, auf einer Wiese zwischen Apfel- und Wildkirschbäumen. Dann folgt der Fahrradweg dem Flüsschen Ilmenau durch den Wald. Über Jahrhunderte wurde das Salz aus der Lüneburger Saline auf dem Fluss nach Lübeck transportiert. Boote dümpeln am Ufer, während das Sonnenlicht durch das Buchenblätterdach tanzt. Mal holpert das Rad über die Steine eines alten Handelspfades, mal schnurrt es auf einem federnden Waldweg, durch Apfelbaumalleen oder an Getreidefeldern entlang. Die Bewegung regt die Gedanken an: Welche Talente könnte ich in eine Gemeinschaft einbringen? Und, etwas leiser: Wie möchte ich den Lebensabend gestalten?

Ich erreiche Ebstorf und damit auch den Schöpfungsweg: „Leben ist Bewegung“, dieses Motto inspirierte den Künstler Werner Steinbrecher zu den farbenfrohen Bildern dieses knapp sechs Kilometer langen Besinnungswegs. In allen Bildern wird Gott durch einen Kreis symbolisiert.

Der Schlusspunkt meiner Route ist das Kloster im Bad Bevenser Stadtteil Medingen und dessen Barockkirche mit einem prächtig verputzten Turm. Hier drehten früher adlige Jungfrauen eine Warteschleife vor der Heirat. „Nach der Geburt bekamen die Töchter des Lüneburger Adels einen Berechtigungsschein für ihren Aufenthalt“, berichtet Äbtissin Monika von Kleist. Manche blieben für immer. Ich bewundere die Kommode der Familie von Ribbeck aus dem Havelland und die weiße Porzellantasse mit Bartschutz, vor mehr als hundert Jahren wurde sie für Träger des ausladenden Kaiser-Wilhelm-Barts entworfen. Höhepunkt ist jedoch der goldene Krummstab. Mit ihm trat schon vor über 500 Jahren die erste Äbtissin ihr Amt an.

## „Lebensrettende Hoffnung“ - Wege durch die Depression Rolf Steinhilper. Depression, Vertrauen finden und Hoffnung stärken

Calwer Paperback, Stuttgart 2010  
von Dr. K. Dieterich Pfisterer



Dieses Buch von Rolf Steinhilper ist gut lesbar, verständlich und beeindruckend und es übt eine starke Faszination aus. Im Laufe der Lektüre glaubt man nach und nach beinahe Menschen aus der eigenen Familie, aus dem Freundes- und Kollegenkreis wiederzuerkennen, ja auch sich selbst und fängt unwillkürlich an, sich um eigene depressive Anteile zu

kümmern. Das ist keinesfalls selbstverständlich; doch auf knapp 197 Seiten gelingt es dem Autor ohne viel Aufhebens, die Person des Lesers einzubeziehen, weil er einfach tut was andere nur fordern und nicht einlösen. So fordert er nicht noch einmal eindringlich, was wir zu tun haben, damit es uns besser geht, sondern er bietet einen „Verstehenshorizont“, eine Perspektive, ja auch einen Weg an. Er fordert nicht den Dialog zwischen Theologie und Humanwissenschaften ein. Vielmehr ist dieses Buch das ansprechende Ergebnis langer und letztlich mit Gewinn durchlebter, auch durchlittener Gespräche. Ja, Steinhilper bringt in einer kaum mehr für möglich gehaltenen positiven Weise die Weisheit –

manche würden wohl heutzutage lieber sagen die „Ressourcen“ – unserer westlich-abendländischen Literatur, Kunst und Kultur ein, von den frommen Betern der Psalmen über Albrecht Dürer, Johann Sebastian Bach bis hin zu zeitgenössischen Lyrikern wie Hilde Domin, Albrecht Goes und Rainer Kunze, wenn er den Absturz in die Depression, das Verharren darin und die schon immer beschrittenen Wege aus ihr heraus auf den Punkt bringt. Damit weitet er unseren Blick über die verbreitete wissenschaftlich dominierte Sicht unserer eigenen Kultur hinaus, eine Umorientierung, die uns immer noch sehr schwer fällt. Der Autor wagt auch inhaltliche Ausführungen zu der „Grund-Bejahung“ der Kinder durch ihre Eltern, bevor er prononciert von „frühen Entbehungen“, spricht (33f), aber wohl nicht zufällig das Wort von den Defiziten meidet. So nimmt es denn auch nicht Wunder, dass im Mittelpunkt dieses Großessays die „Begegnung mit depressiven Menschen“ steht – so die Überschrift des ersten von drei Kapiteln – und nicht eine wie immer geartete Beschreibung oder Analyse der Krankheit Depression. „Jede Depression hat ihre eigene Geschichte und ihr eigenes Gesicht“ (16).

Rolf Steinhilper dreht den Spieß herum, wenn er allen Ernstes seine Überzeugung so beschreibt: Depressive Menschen tun uns Gesunden einen Gefallen. Sie müssen in Angriff nehmen, wovor wir heutzutage meist davonlaufen oder was wir schon vergessen haben. Was Steinhilper damit meint, benennt er ziemlich genau und macht dadurch aus einer möglichen Leerformel eine handfeste Provokation: „Depressive Menschen haben uns etwas zu sagen, weil sie wesentliche Fragen, die sich „Gesunde“ oft nicht stellen, ins Leben zurückbringen. Würden wir uns ihnen verschließen, so würde Grundlegendes verloren gehen.“ (27). Mit diesen beiden programmatischen Sätzen beginnt der Autor sein erstes Kapitel. Zu diesen wesentlichen Dingen gehören frühe Entbehungen, Fragen der Schuld, die Unterscheidung von Trauer und depressiver Traurigkeit. Schon jetzt ist Depression die am häufigsten auftretende psychische Erkrankung und

die Frage ist angebracht, wie viel mehr Menschen depressiv werden müssen, bevor die Gesunden unter uns sich diese wesentlichen Fragen stellen, denn die Depression ist dabei, die Herz- und Kreislauferkrankungen als Volkskrankheit zu überholen. Wenn außerdem höchstens ein Drittel der Patienten zur Behandlung kommt (10-11), dann ist eben Depression nicht eine Krankheit wie jede andere. Angebote müssen niederschwelliger werden, weil sich Kranke und Gesunde aus ganz verschiedenen Gründen mit dem Eingeständnis, dass eine psychische Krankheit vorliegt ungleich schwerer tun als bei physischen Problemen.

So verschieden auch die Gesichter und die Geschichten der Depression sind, eine Erfahrung gilt für alle und Rolf Steinhilper fasst sie folgendermaßen zusammen: „Mir ist bei der Begleitung depressiver Menschen deutlich geworden, dass ich an einem Verwandlungsgeschehen teilnehmen darf. Es entspricht dem Weg aus der Schwärze der Nacht zum Licht eines neuen Tages, durch lähmende Traurigkeit zu einer stauenden Entdeckungsfreude am Leben.“ (8) Steinhilper hat in seinen Ausführungen immer alle Lebensalter im Blick. Er weist aber auch darauf hin, dass im Alter zwischen 35 und 50, also in der Lebensmitte bei Männern und Frauen ein deutlicher Anstieg von psychischen Erkrankungen zu verzeichnen ist. In dieser Zeit melden sich lange zurückgehaltene und unerledigte Lebenshaltungen mit einer auch existenzgefährdenden, ja oft auch tödlichen Macht zurück. Sich dann frühe Entbehungen aus Kindheit und Jugendzeit einzugestehen, sich ihnen zu stellen, diese Erkenntnisse zuzulassen und angesichts der Wahrheit der eigenen Verlassenheit („Es war niemand für mich da.“) und Zurücksetzung („Andere waren immer wichtiger“) nicht mehr wegzulaufen oder die Dinge nicht mehr wegzu erklären, das tut sehr weh und führt zu einem anhaltenden Schmerz. Diesen Schmerz durchzustehen, den eigenen Weg zu finden, Vertrauen zu fassen und nicht mehr bis zur Erschöpfung für andere da zu sein, das braucht viel Zeit. Doch wie beim Liebeskummer, den jeder und jede wohl kennt –

handelt es sich hier auch um einen Abschiedsschmerz, der – wenn er ausgehalten wird – sich auch wandeln, heilen kann. Entscheidend aber ist der „ermutigende Schritt, wenn jemand Hilfe sucht und wir dem unsäglichen, unaussprechbaren Schmerz unser Gehör und unsere Sprache schenken.“ (11)

Die vielen verschiedenen Geschichten von depressiven Menschen, die uns der Autor in Auszügen oder ganz vorstellt, sind von einer bemerkenswerten Gewissheit charakterisiert, dass Heilungen möglich sind. Vergessen möchte er aber auf keinen Fall die, die im Kampf gescheitert sind (135). Von entscheidender Bedeutung für diese Gewissheit sind für ihn die „Antworten der biblischen Zeugen. Sie weisen uns hin auf eine umfassende Wirklichkeit, die uns unsere menschlichen Grenzen aufzeigt und zugleich etwas Weiterführendes zu bedenken gibt.“ (15). Dieses Zutrauen findet sich auch in der Art und Weise, wie der Autor die Frage beantwortet, ob jemand nachholen kann, was er oder sie als Kind an Liebe der Mutter und an Präsenz und Begleitung des Vaters hat entbehren müssen! Er kennt die „ernstzunehmenden Gründe,“ die man gegen den Erfolg einer solchen Nachreifung ins Feld führen kann. Doch seine eigene Erfahrung ist, dass diese Liebe nachgeholt werden kann und in seinem Buch will er „bescheiden und entschieden dafür einstehen, dass wir geliebter sind als wir denken und beschützter als wir wissen. Mich haben die, denen ich in ihrer schweren Zeit begegnet bin, in dieser Haltung bestärkt.“ (28+146) Es kann deshalb auch niemand Wunder nehmen, dass der „Verstehenshorizont,“ von dem der Autor ausgeht und auf den er zugeht der biblische „Dreiklang“ von Vertrauen, Hoffnung und Liebe ist, den der vom Apostel Paulus in seinem ersten Brief an die christliche Gemeinde in der griechischen Hafenstadt Korinth aufgenommen hat und der sich als roter Faden durch die ganze Bibel zieht. Dass Eltern ihren Kindern durch alle Phasen ihrer Entwicklung Vertrauen, Hoffnung und Liebe vermitteln ist ihre Bejahung des neuen Lebens und gleichzeitig jene „seelische Grundnahrung“ in der Zeit des

Aufwachsens, deren frühe Entbehrung gravierende Spätfolgen nach sich zieht. Zusammen aber geben diese drei den Halt, der den Menschen, die der Autor begleitet hat, die Chance bot, ihre Depression als eine Verwandlung durchzustehen. Ausdrücklich weist der Autor auch auf den „großen Reichtum von Psalmen und Liedern“ hin, in denen eine „geistliche Verarbeitung“ von Depression stattfindet. „Du verwandelst meine Klage in ein Lied“ (Ps 42). Doch diesen Schatz an ermutigenden und situationsgerechten, aber nicht in der Situation aufgehenden Auslegungen der Heiligen Schrift sollte der geneigte Leser für sich selber entdecken – ein ganz besonderes Lesevergnügen!

Ungewöhnlich ist auch, dass der Autor in seinem Buch alle Lebensalter im Blick hat, also junge, ältere und alte Menschen. Es ist ermutigend, wenn er einen „lähmend-negativen Sog der Hoffnungslosigkeit“ „beim Älterwerden“ anspricht und dann sagt: „Man denkt viel an die, die nicht mehr am Leben sind und sieht die eigenen Lebensmöglichkeiten dahinschwinden. Doch wir können auch versuchen einmal dem zuzustimmen, was wir erreicht haben, und es genug sein lassen... Vor allem dürfen wir uns dem inneren Werte- und Reifeprozess zuwenden und uns aussöhnen mit den lebensbestimmenden Gestalten unseres zurückliegenden Lebens. Dann entdecken wir auch die Freiheit, vieles neu sehen und gestalten zu können.“ (164) Was auch immer jemand an religiöser Sozialisation mitbringt oder auch nicht, „auch in späteren Jahren ist der Zugang zu verschütteten Lebensmöglichkeiten und Gestaltungsweisen des Lebens wieder zu entdecken.“ (164f)

Dass depressive Menschen uns Gesunden etwas zu sagen haben, bleibt kein vages Versprechen, sondern im dritten Kapitel seines Essays kommt Rolf Steinhilper auf den einen „Gemeinsamen Halt“ (148f) zu sprechen, wenn er konkret sowohl die erforderliche „Grundnahrung“ (148) beschreibt als auch auf den tragenden Lebensrhythmus abhebt, die zusammen ein gelingendes Leben ausmachen. Das Hohe Lied der Liebe, mit

dem sich der Apostel Paulus an die christliche Gemeinde in Korinth wendet, läuft ja auf den einen Satz hinaus: „Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“(?) (1Kor 13,13). Worin nun „notwendendes Vertrauen“ (149f), „lebensrettende Hoffnung“ (161f) und „Liebe, die mehr ist als ein Wort“ bestehen, beschreibt Rolf Steinhilper eingehend und ansprechend als eine lebensalterübergreifende „Grundnahrung, nach der wir von Mutter Leib an verlangen. Davon lässt sich leben. Vor allem kann jeder selbst erfahren, dass am Ende noch etwas bleiben wird, wenn sich vieles andere als hinfällig und brüchig erwiesen hat.“ (148) Zu dieser „Grundnahrung“ gehört auch ein „Lebensrhythmus“, der jeden von uns trägt: „Jede menschliche Beziehung lebt von einer tragenden Ordnung, die in gegenseitiger Zuverlässigkeit und in einem wechselnden Austausch einen festen Rhythmus findet.“ (185) Zu diesem Rhythmus gehören etwa Tag und Nacht, Geben und Nehmen, Arbeit und Ruhe etc. als „lebenswichtige Verbindungen.“ Wenn wie oft, dem Absturz in die Depression eine schleichende Veränderung des Lebensrhythmus vorausgeht und wir einmal auch auf unsere eigenen Rhythmusstörungen blicken, dann drängt sich durchaus die Frage auf, warum wir uns noch gesund nennen! Die Grenzen zwischen „denen“ und uns werden fließend, doch das Schöne an diesem Buch ist die persönliche Ermutigung, die von ihm ausgeht. Es ist getragen von einer, von der „lebensrettende Hoffnung“, ob nun in seinem „Verstehenshorizont“ insgesamt oder in seinen vielen weiterführenden Einsichten.

Christen glauben: Niemand kennt die Menschen so gut und kann sich so gut in sie hineinversetzen wie der, der sie erschaffen hat, Gott. Und der kümmert sich um sie.

Eduard Kopp

## ESW-Stand dicht umlagert Gespräche beim Dresdner Kirchentag zu Patientenverfügungen und zur Tagungsarbeit

von Dr. Günter Freytag, Elisabeth Heinecke, Dr. Karl Dieterich Pfisterer

Das Evangelische Seniorenwerk ESW beteiligte sich mit einem durch viele seiner Vorstände und Mitglieder durchgängig besetzten Stand beim 33. Deutschen Evangelischen Kirchentag, der unter dem Motto „Da wird auch dein Herz sein“



Frau Heinecke und Dr. Freytag beim Standaufbau

in den ersten Juni-Tagen in Dresden stattfand. 120.000 Teilnehmende gaben ihrem Glauben und Engagement Ausdruck zur Schöpfungsbe-  
wahrung mit Atomausstieg, zu Teilhabe und Ge-  
rechtigkeit angesichts der Wirtschafts- und Fi-  
nanzkrise sowie zur Versöhnung angesichts der  
Flüchtlingswellen.

Am ESW-Stand konnten sich die Kirchentagsbe-  
sucher und -besucherinnen ausführlich in Wort  
und Schrift über Ziele und Arbeit des ESW infor-  
mieren. Die ESW-Leitlinien, Faltblätter, Einla-  
dungen zu ESW-Veranstaltungen und die ESW-  
Informationsbriefe wie Sonderveröffentlichungen  
lagen bereit und wurden vielfach verteilt. Beson-  
deres Interesse fand auch die Arbeit der Lan-  
desverbände des ESW in Bayern, der Pfalz und  
in Rheinland-Westfalen-Lippe. Auch die Zu-  
sammenarbeit mit der Aktion „Brot für die Welt“  
stieß auf große Resonanz. Bevorstehende Ta-  
gungen wurden erläutert.

Ein besonderer Schwerpunkt der Aktivitäten des  
ESW bei diesem 33. Kirchentag 2011 waren die  
zahlreichen Gespräche, die mit Besucherinnen  
und Besuchern zu den Themen Patientenvor-  
sorge, Patientenverfügung, Vorsorgevollmacht  
und Betreuungsverfügung geführt wurden, weil  
diese Themen gerade viele ältere Kirchentags-  
besucher und -besucherinnen umtreibt. Durch  
eine fundierte Ausarbeitung zur Patientenver-  
fügung und zu den Behandlungswünschen von  
ESW-Vorstandsmitglied Dr. Karl Dieterich Pfi-  
sterer waren die Gesprächsführenden von Seiten  
des ESW besonders gut auf diesen wichtigen  
und interessierenden Fragenkomplex vorberei-  
tet.

Kompetent konnte hier auf Fragen Auskunft ge-  
geben werden und auf die grundlegenden Ver-  
öffentlichungen zur „Christlichen Patientenvor-  
sorge“ seitens der Kirchen (EKD, Bischofskon-  
ferenz und ACK) und zu „Patientenverfügungen  
aus christlich-diakonischer Sicht“ seitens des  
Diakonischen Werks verwiesen werden. Das  
Titelblatt der Broschüre des Diakonischen Wer-  
kes bildete das Logo für die Gespräche am

ESW-Stand. Karten mit Anschriften der Bezugs-  
quellen für die Schriften wurden den Standbe-  
suchern und -besucherinnen verteilt. Auch auf  
den Stand der Evangelischen Betreuungsvereine  
beim Kirchentag konnte verwiesen werden.

ESW-Vorstand Dr. Karl Dieterich Pfisterer, ESW-  
Ehrenvorsitzender Dr. Günther Freytag und Ge-  
schäftsführerin Elisabeth Heinecke berichten fol-  
gend über die Dresdner Gespräche mit den Kir-  
chentagsbesuchern und -besucherinnen und  
über die Resonanz auf die ESW-Präsenz.



Patientenverfügung als Thema am ESW-Stand:  
rechts ESW-Ehrenvorsitzender Dr. Günther Freytag

#### Anziehungspunkt Info-Stand

Das ESW war auf diesem 33. Deutschen Evan-  
gelischen Kirchentag in Dresden in der Zeit vom  
2. bis 4. Juni 2011 mit einem Stand auf dem  
Markt der Möglichkeiten im Zelt M 3 vertreten.  
Das Team unter der Leitung von Elisabeth  
Heinecke hatte den Stand bescheiden, aber  
eindrücklich ausgestaltet und befand sich in der  
Nachbarschaft zu anderen Ständen, die auch mit  
gelingenden Beispielen aus ihrer Arbeit auf sich  
aufmerksam machten. Die Nachbarschaft zur  
Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Altenar-  
beit EAfA, zur Bundesarbeitsgemeinschaft für  
Seniorenorganisationen BAGSO und zum Deut-  
schen Evangelischen Verband für Altenarbeit und  
Pflege DEVAP erwies sich als ein gutes Mitein-  
ander.

Dass sich das ESW einen Schwerpunkt gewählt hatte, nämlich den der Patientenverfügung, stellte sich als ein entscheidender Anziehungs- und Anknüpfungspunkt heraus. Unsere Plakate, auf denen die Einladung zum Gespräch deutlich sichtbar waren, lockten viele Interessenten und Neugierige an, die darüber hinaus von den selbstgebackenen „Herzen“ reichlich Gebrauch machten. Die Besucherzahl an unserem Stand überstieg manchmal unsere Möglichkeiten, obwohl wir zu zweit oder zu viert zur Verfügung standen. Es war interessant zu hören, was unseren Besuchern und Gesprächspartnern nahe ging, zum Beispiel die Frage der Notwendigkeit von Patientenverfügungen, die Unsicherheit, ob eine Patientenverfügung überhaupt nötig ist, die Gespräche in den Familien, bei denen dann Unstimmigkeiten zum Thema hervortreten, die dann Schritte auf dem Weg zu einer Verfügung verlangsamten oder ganz verlegten; dann ist da



ESW-Vorstandsmitglied Dr. Erika Neubauer im Einsatz

der Widerstand benannt worden, überhaupt über die eigene Zukunft, das eigene Sterben und die Hilfe bei Schwerkranken zu sprechen und Verhaltenweisen abzusprechen. Am Rande wurde auch von einigen Besuchern die Frage nach Sterbebegleitung und Sterbehilfe angesprochen und die Unterscheidung dieser beiden wesentlichen Elemente nachgefragt. Gespräche zu diesen Themen hatten zum Teil auch seelsorgerliche Akzente. Erstaunlich viele unserer Gesprächspartner berichteten, dass sie bereits eine

Patientenverfügung erstellt haben. Für sie war eine Bestätigung von uns für dieses ihr Handeln sehr wichtig, aber sie wollten auch wissen, ob ihr Dokument noch gültig war, da es schon jahrelang im Schrank liegt!

Wir haben den Besuchern unseres Standes zwei Musterexemplare der Patientenverfügung vorgelegt: Die Christliche Patientenvorsorge von 2010, hinter der alle christlichen Kirchen bundesweit stehen, sowie das über Jahre hin entwickelte und seit Jahren bewährte Paket Vorsorge für Unfall, Krankheit und Alter durch Vollmacht, Betreuungsverfügung, Patientenverfügung von 2009 des Bayerischen Staatsministeriums für Justiz. Dabei zeigte sich, dass die christlichen Kirchen in der Zwischenzeit nicht mehr von einer Patientenverfügung, sondern von einer Patientenvorsorge sprechen, um der Erfahrung der letzten Jahre im Umgang mit Patientenverfügungen gerecht zu werden: Etwas verfügen ist eine Sache, dann aber auch dafür Sorge zu tragen, dass solche Verfügungen umgesetzt werden, eine ganz andere!

In diesem Zusammenhang hat dann auch die Handreichung Patientenverfügungen aus christlich-diakonischer Sicht von 2010 des Diakonischen Werks der EKD entscheidende Impulse in unseren Gesprächen setzen können. Hier wird zum Beispiel ganz praktisch beschrieben, welche Schritte auf dem Weg zu einer Patientenverfügung zu gehen sind, von welchen Situationen man auf Grund langjähriger Erfahrungen weiß, dass sie in einer Patientenverfügung zur Sprache kommen müssen, damit eine Patientenverfügung möglichst konkret und damit verbindlich wird. Gefragt wurde von unseren Gesprächspartnern auch, ob ein vorgegebenes Formular für eine Patientenverfügung in jedem Fall ausreicht, oder ob man nach Rücksprache mit dem Arzt oder der Vertrauensperson auch besondere Wünsche einbringen sollte.

Grundsätzlich stimmt, dass der Vordruck der Christlichen Patientenvorsorge ausreichende Möglichkeiten bietet, die dann natürlich auch

persönlich ergänzt werden können. Es erwies sich als hilfreich, dass wir auf einer Karte in Postkartengröße die Bezugsmöglichkeiten „unserer“ Patientenverfügungen durch die Angabe von Anschriften, Internetadressen und Preisen angeben konnten. Auffallend war, dass eigentlich alle Generationen Interesse an der Patientenverfügung und den damit zusammenhängenden Fragen zeigten. Das Gespräch mit einer Ärztin etwa offenbarte, dass in ihrer Praxis zum Beispiel die Patientenverfügung zwar angeboten, aber nicht angenommen und akzeptiert wurde.

Hier bedarf es deutlicher Hilfestellungen von allen, die es mit dem Thema zu tun haben. Wichtig für uns am Stand war vor allem die Geduld beim Zuhören im Gespräch mit unseren Besucherinnen und Besuchern. Sie wollten sich aussprechen und ihre negativen Erfahrungen mitteilen.

Neben unserem Schwerpunkt sind wir auch nach neuen Formen der Altenarbeit befragt worden. So konnten wir mit reichlich Prospektmaterial auf die Selbstständigkeit evangelischer Seniorenarbeit und auf Gestaltungsmöglichkeiten hinweisen. Neugründungen wie der ESW-Landesverband Rheinland-Westfalen-Lippe fanden dabei ebenso Interesse wie auch unsere Leitlinien und unser Kurzporträt auf Bundesebene. Die Praxishilfe „Bausteine Altenarbeit“ wurde immer wieder eingesehen wie auch die Mutmachgeschichten, die Mitglieder des Seniorenwerkes aus der Arbeit von „Brot für die Welt“ gesammelt und veröffentlicht haben.

Fotos: Elisabeth Heinecke

Mich zieht's hinaus:  
Die Sonnenstrahlen will ich spüren auf  
meiner Haut. Jeden einzelnen, wie er  
das Frohsein aus mir herauskitzelt,  
mein Gesicht zum Leuchten bringt,  
mein Herz überfließen lässt vor  
Feriensommersonnenabenteurlust.

Nyree Heckmann

## Auf nach Frankfurt! ESW-Mitgliederversammlung thematisiert Altersbild der Bibel

Zur Mitgliederversammlung am Mittwoch, 6. Juli 2011, lädt das Evangelische Seniorenwerk ESW ins Dominikanerkloster Frankfurt ein. Vormittags wird nach Öffnung des Tagungsbüros um 9.30 Uhr und dem Wort in den Tag um 10.30 Uhr durch den ESW-Ehrevorsitzenden Dr. Günther Freytag des 100. Geburtstags von ESW-Mitbegründer Oskar Schnetter gedacht. Danach referiert Prof. Dr. Karl Foitzik über „Altersbilder in der Bibel“. Nach den Regularien schließt die Mitgliederversammlung etwa um 16 Uhr.

ESW-Vorsitzender Pfarrer Klaus Meyer schreibt zur Mitgliederversammlung: „Sehr geehrte Damen und Herren, zu unserer Mitgliederversammlung 2011 lade ich Sie, wie bereits mitgeteilt, sehr herzlich ein. Wir treffen uns dieses Jahr in Frankfurt und ich hoffe, dass mit dieser immer wieder schönen Stadt und ihren auch touristischen Möglichkeiten vielen Wünschen Rechnung getragen werden konnte: Gute Verbindungen und Erreichbarkeit, gute Anbindung des Dominikanerklosters an öffentliche Verkehrsmittel sowie nahegelegene Parkmöglichkeiten. Unsere Mitgliederversammlung entspricht mit ihren zwei thematischen Akzenten dem Selbstverständnis des Evangelischen Seniorenwerkes in besonderer Weise: Die Erinnerung an den 100. Geburtstag von Oskar Schnetter, dem Begründer unseres Bundesverbandes, wird das inhaltliche Anliegen unseres Werkes verdeutlichen. Mit dem Thema „Altersbilder in der Bibel“ nehmen wir bewusst den Titel des Sechsten Altenberichts der Bundesregierung auf und ergänzen ihn. Sie werden erstaunt sein, welchen aktuellen Beitrag die biblische Sicht des Alterns und des Alters zu einem gelingenden Leben beiträgt. Der satzungsgemäße Teil der Mitgliederversammlung schließt sich an. Ich freue mich, wenn ich Sie in Frankfurt

zu einem interessanten Tag begrüßen kann und hoffe sehr, dass Sie die Mühe des Besuchs und den damit verbundenen Aufwand auf sich nehmen werden. Mit allen guten Wünschen auch im Namen unseres Vorstands, Ihr Klaus Meyer.“

Der Tagungsbeitrag liegt bei 20 Euro (einschließlich Mittagessen, Kaffee und Getränk).

Anmeldungen: ESW, Frau Alber,  
Staffenbergstraße 76, 70184 Stuttgart, Tel.  
0711/2156136.

## Gesund in die geschenkten Jahre ESF-Tagung zur Gesund- heitsorientierung im Alter in Kassel

Das Evangelische Seniorenforum ESF im ESW lädt zu Freitag, 2. September 2011, zu einer Tagung zur Gesundheitsorientierung im Alter in die „Kirche im Hof“ der freikirchlichen Gemeinde Kassel, Friedrich-Ebert-Strasse 102, ein.

Thema des zwischen 10 und 17 Uhr angesetzten Ein-Tages-Treffens in Kassel ist „Zielorientiertes Leben: Unser Umgang mit Gesundheit und Krankheit; Hinweise für Multiplikatoren in der kirchlichen Seniorenarbeit“. Die Tagungsleiter, die ESW-Vorstände Liesel Pohl und Fritz Schroth, schreiben dazu: „Wir gehen damit auf Themen ein, die von den vorjährigen Tagungsteilnehmern erbeten wurden. In der Begegnung mit Ihnen und im Austausch von Erfahrungen möchten wir das Treffen ausrichten. Ebenfalls möchten wir über Herausforderungen und Aufgaben, die derzeit in Kirche und Gesellschaft wahrgenommen werden, informieren. Ein herzliches Willkommen allen, die sich frei machen können und die in Kirchen, Freikirchen oder anderen Gruppierungen Seniorenarbeit für wichtig erachten und gestalten. Das Programm zeigt die Themen und den Verlauf der Tagung an. Ebenso

sind dort die Referenten benannt. Wir hoffen, Sie finden Interesse an diesem Angebot und nehmen selbst teil und laden eventuell weitere Personen dazu ein. Sie sind herzlich willkommen! Liesel Pohl und Fritz Schroth“.

Der Beginn der Tagung ist am 2.9.2011 um 10 Uhr. Danach erfolgt die Begrüßung durch Fritz Schroth und durch die gastgebende Gemeinde Kassel. Fritz Schroth führt in die Tagung ein. Die ersten Themenbeiträge leisten Liesel Pohl („Die Chance der geschenkten Jahre“) und Klaus Meyer („Das Ziel: Ein sinnvolles und Sinn stiftendes Leben gestalten“). Erich Kimm leitet danach ein Gespräch zu den Referaten. Nach dem Mittagessen stellt ESW-Vorsitzender Klaus Meyer das ESW vor. Danach erfolgen zwei weitere Referate durch Willi Lühr „Belastungen durch Gesundheitseinbrüche: Vorsorge und Hilfen“ und Frank Fornacon „Die Begrenzung des Lebens fordert den ganzen Menschen: Gibt es Ressourcen zur Verarbeitung und Bewältigung?“. Nach Gruppengesprächen zu den Referaten leitet Liesel Pohl die Schlusssprache unter dem Motto „Neue Herausforderungen, Wünsche, Eindrücke, Perspektiven, Auswertung der Tagung“. Nach dem „Wort auf den Weg“ von Oskar Achenbach erfolgt das Ende der ESF-Tagung.

Die Kosten für die Teilnahme liegen bei 23 Euro (einschließlich Empfangs- und Nachmittags-Kaffee mit Kuchen), Mittagessen ist in der Nachbarschaft möglich (Preis zwischen 3,80 und 5,80 Euro). Anmeldung (bis 12. August 2011) an das ESW, Frau Alber, Staffenbergstraße 76, 70184 Stuttgart, Tel. 0711/2156136.

### Ferien

Aus der Zeit fallen. Den Wecker ins Leere laufen lassen. Sich fragen, welcher Wochentag ist. Mitten in der Nacht in den Himmel gucken. Einen Zipfel von Gottes Ewigkeit in den Händen halten.

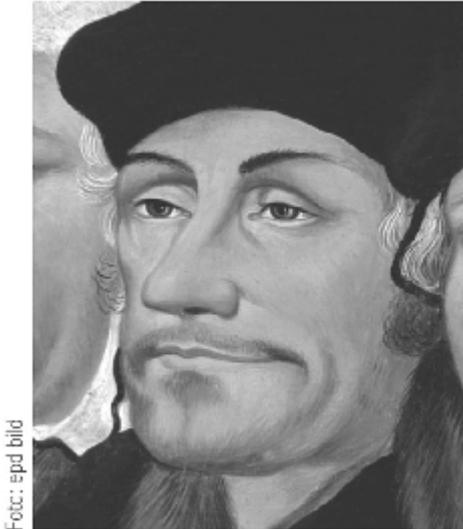


Foto: spd bild

VOR 475 JAHREN STARB  
ERASMUS VON ROTTERDAM

## „DIE LEHRE CHRISTI ÄCHTET JEDEN KRIEG“

Erasmus von Rotterdam (Kopie nach dem Meisenburgischen Epitaph von Lucas Cranach d. J., die sich in der Lutherhalle in Wittenberg befindet)

Dass der Krieg eine verrückte Sache ist und ein untauglicher Ersatz für eine vernünftige Politik, dass es im Krieg nur Verlierer gibt und dass die Feindbilder, die das Morden rechtfertigen sollen, nie stimmen – das alles hat schon fünfhundert Jahre vor Afghanistan und Bosnien ein scheinbar geistreich distanzierter,

in Wirklichkeit aber leidenschaftlich menschenfreundlicher Philosoph gesagt: „Dulce bellum inexpertis“ überschrieb Erasmus von Rotterdam boshaft einen seiner Essays; süß ist der Krieg nur für jene, die ihn nicht kennengelernt haben.

Die Habsburger und die Könige von Frankreich stritten sich damals in nicht enden wollenden Kämpfen um die Vorherrschaft in Europa. Es ging um die Macht der großen Dynastien, und die Untertanen mussten dafür bluten. Erasmus lässt keinen Zweifel daran: Verantwortlich für das Schlachten sind „die Fürsten, die unter Berufung auf ein vermodertes Pergament ein benachbartes Gebiet beanspruchen oder wegen der Auslassung eines einzigen Punktes in einem Vertrag von hundert Artikeln einen Krieg anfangen“.

In Schriften wie der „Klage des Friedens“ schrieb Erasmus gegen das aggressive Kreuzzugsden-

ken an, das vermeintlich unzivilisierten Untermenschen – damals waren es „die Türken“ – die eigene Kultur und Religion aufzwingen durfte und damit jeden Eroberungskrieg rechtfertigte. Erasmus: „Auch jene sind Menschen. Wem ist kein gut klingender Vorwand zur Hand, einen Krieg zu beginnen? Doch die Lehre Christi ächtet jeden Krieg.“ – „Sollen sie doch aufhören, sich mit dem Titel ‚Christ‘ zu behängen – oder aber die Lehre Christi durch Solidarität beweisen!“

Die neu belebte klassische Bildung suchte er mit einem lebendigen Christentum zu verbinden. 1469 in Rotterdam als unehelicher Sohn eines Priesters geboren, trat Erasmus in ein Augustinerkloster ein, verließ die Mönchszelle, um in Paris zu studieren, fand in England und Italien gelehrte Freunde, begeisterte sich für die Reformation und wandte sich erschrocken von ihr ab, als er die Einheit der Kirche zerbrechen sah.

Man hat ihm vorgeworfen, er habe in der Rolle des skeptischen Beobachters abseits stehen wollen, statt sich konsequent für eine Sache zu engagieren. Die Kritiker übersahen dabei freilich sein Grundanliegen: zeigen, dass jede Sache zwei Seiten hat, dass es zu einfach ist, die Welt in eine gute und eine böse Hälfte aufzuteilen, und dass die Wahrheit oft genug in der Mitte liegt. Erasmus von Rotterdam starb am 12. Juli 1536 in Basel.

CHRISTIAN FELDMANN

## Die Vielfalt des Älterwerdens ESW beim Seniorentag 2012 "Ja zum Alter" in Hamburg

Der Deutsche Seniorentag findet unter dem Motto „Ja zum Alter“ vom 3. bis 5. Mai 2012 in Hamburg statt. Auch das Evangelische Seniorenwerk ESW wird sich als einer der Mitgliedsverbände des Veranstalters BAGSO daran mit einem Stand beteiligen. Die meisten der etwa 100 Einzelveranstaltungen werden, ebenso wie die begleitende Messe SenNova, im Congress Center Hamburg ausgerichtet. Ein Jahr vor Veranstaltungsbeginn lud Veranstalter Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen BAGSO gemeinsam mit der Freien und Hansestadt Hamburg ins Hamburger Rathaus ein. 130 Vertreterinnen und Vertreter von Seniorenverbänden, Vereinen und Organisationen aus Hamburg und Umgebung folgten der Einladung, um sich über Planungsstand und Beteiligungsmöglichkeiten zu informieren.

Cornelia Prüfer-Storcks, Senatorin für Gesundheit und Verbraucherschutz der Freien und Hansestadt Hamburg, freut sich, dass die Stadt als Gastgeber fungieren darf. „Der Deutsche Seniorentag ist eine Veranstaltung mit großer Tradition. Es ist ein erfreuliches Signal, dass er im kommenden Jahr in Hamburg stattfindet. Generationenfreundlichkeit ist in vielen Bereichen für uns ein wichtiges Thema. Wir werden die Veranstaltungen rund um den Deutschen Seniorentag im Zusammenspiel mit den unterschiedlichen Trägern nutzen, um die Bedeutung des Themas und unsere Seniorenpolitik darzustellen. Hamburg ist eine moderne Stadt und wir sind entschlossen, die Herausforderungen des demografischen Wandels anzugehen und die sich bietenden Möglichkeiten zu nutzen.“

„Vom 10. Deutschen Seniorentag wird die Botschaft ausgehen: Wir nehmen das Älterwerden in seiner Vielfältigkeit an, mit seinen Möglichkeiten und Chancen, aber auch mit seinen Grenzen.

Wir brauchen keine Anti-Aging-Bewegung, wir stehen zu unserem Alter und setzen uns für ein gesundes, kompetentes und bewegtes Altern ein“, so die Vorsitzende der BAGSO, die Alterswissenschaftlerin und ehemalige Bundesfamilienministerin Ursula Lehr.

Die Großveranstaltung findet alle drei Jahre – ähnlich wie die Kirchentage – an einem anderen Ort statt. Sie bietet nicht nur etwas für diejenigen, die sich haupt- und ehrenamtlich in der Seniorenarbeit engagieren, sondern für alle, die das Älterwerden nicht verdrängen, sondern sich mit Fragen der gesundheitlichen Vorsorge, des Wohnens im Alter oder der Betreuung und Pflege von Angehörigen auseinander setzen. Rund 100 Einzelveranstaltungen und ein großer Messebereich mit attraktiven Ständen und einem abwechslungsreichen Bühnenprogramm ermöglichen Information und Austausch. Viele „Mitmach-Angebote“ geben Gelegenheit, etwas für die körperliche und geistige Fitness zu tun. Schirmherr ist Bundespräsident Christian Wulff, der die Jubiläumsveranstaltung voraussichtlich am Vormittag des 3. Mai 2012 eröffnen wird. Unterstützt wird der 10. Deutsche Seniorentag von dem Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend BMFSFJ sowie der Freien und Hansestadt Hamburg. Kooperationspartner ist die Körber-Stiftung, die die „Potenziale des Alters“ zu ihrem Schwerpunktthema im Jahr 2012 macht.

Weitere Informationen: BAGSO, Bonngasse 10, 53111 Bonn, Mail: [lenz@bagso.de](mailto:lenz@bagso.de) ; Behörde für Gesundheit und Verbraucherschutz, Hamburg, Tel.: 040/428372332, Mail: [pressestelle@bgv.hamburg.de](mailto:pressestelle@bgv.hamburg.de) ; unter [www.bagso.de](http://www.bagso.de) sowie unter [www.deutscher-seniorentag.de](http://www.deutscher-seniorentag.de) und [www.sennova.de](http://www.sennova.de) finden sich jeweils aktuelle Informationen.

## Jedem einen Platz sichern Reinhard Höppner bei der BrotZeit-Tagung in Bad Münster-Ebernburg

Für ihre Jahrestagung wählte die ESW-Gruppe BrotZeit nach den Vorbereitungen der ESW-Gruppe Pfalz die Ebernburg in Bad Münster am Stein-Ebernburg. Im Zentrum dieser Jahrestagung mit rund 60 Teilnehmenden aus ganz Deutschland standen das Referat „Segeln gegen den Wind“ von Dr. Reinhard Höppner, die Diskussionen in Arbeitsgruppen und der Ausblick auf die Jahrestagung 2012. Auch das Gesellige kam mit einem Ausflug nach Worms und einem Pfälzer Abend nicht zu kurz.

Aus eigener Anschauung konnte Reinhard Höppner ausführen, dass man sich mit Fragen der Welt-Gerechtigkeit unter den Maßstäben des Evangeliums bereits in der seinerzeitigen DDR beschäftigt habe. So seien ökologische Fragen vor 1989 unter anderem in Magdeburg und Dresden thematisiert worden. Lese man die seinerzeitigen Papiere, empfinde man die damaligen Dokumente auch heute noch als hochaktuell. Die

Autoren der Schriften hätten sich alle in den Aktionen zur friedlichen Revolution wieder gefunden.

Man sieht Höppner zufolge daran: Alles muss man zuerst einmal „denken“, um es möglich zu machen. So müsse man auch heute wieder „vordenken“. Das gelte nicht nur für die Christinnen und Christen, die in den neuen Ländern in der Minderheit seien. Denn in Umbruchzeiten wie derzeit könnten alle davon profitieren, wenn sich einige für die Bibel mit ihrer „geronnenen Menschheits-Erfahrung“ beschäftigen. Höppner berichtete von seinem Beitrag beim Kirchentag 1983 in Dresden unter dem Motto „Schätze sammeln und sorgen“. Er habe empfohlen: „Suchet zuerst Gottes Reich in dieser Welt. Dann wird Euch alles andere zufallen“. Dies sei ihm von Jahr zu Jahr wichtiger geworden. In einer gerechten Welt müsse jeder seinen Platz am gedeckten Tisch vorfinden. Niemand dürfe das Gefühl haben, nicht gebraucht zu werden. Für jeden müsse ein sinnvoller Platz bereit gehalten werden. Diese Vision dürften wir nicht verlieren. Dazu brauche es ein gewisses Maß an Entschleunigung, da Wachstum die Weltprobleme nicht löse, sondern nur verschlimmere. Persönlich müssten wir uns Zeit nehmen, einfach einmal abzuschalten.

„Wie geht es weiter?“, fragte Höppner abschließend. Er zeigte sich überzeugt: „Es gibt ein paar Dinge, von denen man sagen kann, dass sie



Tagungseindrücke

nicht zukunftsfähig sein werden. So ist unser Fortschrittsglaube ein Irrglaube“. Dazu gehöre auch die irri-ge Vorstellung, der Fortschritt werde durch Wettbewerb und Konkurrenz möglich gemacht. „Die Erde ist ein endliches System, und da kann es kein unendliches Wachstum geben“. Vielmehr seien Solidarität und Friede das Gebot der Stunde. Dazu sei ein Dialog der Religionen auf gleicher Höhe nötig. Bei einem Machtgefälle bestehe die Gefahr von Demütigungen, die in Gewalt endeten.

#### Leitung und Basis

In der regen Diskussion zu Höppners Referat wurde die Frage angesprochen, wie sich Kirchenleitung und Basisgruppen zueinander verhalten. Ein lebendiges Gemeindeleben müsse sich von unten entwickeln. Festgestellt wurde auch, dass wir wohl generell auf Wachstum verzichten wollten, aber individuell dennoch mehr vom Kuchen haben wollten. Für die Lösung von Gewalt und Menschenrechtsverletzungen sei eine Weltpolizei erforderlich, die aber erst noch geschaffen werden müsse.

In den von Sabine von Barga-Ostermann, Berthold Gscheidle, Hartmut Dietrich und Jürgen Seippel geleiteten Arbeitsgruppen wurden die Komplexe Fortschritt, Gerechtigkeit und Frieden sowie das Papier „Zukunftsfähiges Deutschland in einer globalisierten Welt“ diskutiert. Die Essenz der Aussprachen wurde im Plenum vortragen. Dort berichteten auch die regionalen BrotZeit-Gruppen von ihren Aktivitäten vor Ort: Sachsen hat eine Initiative „Alternativen zum Wachstum“ gebildet. In Berlin und Thüringen arbeitet man an der Schrift „Zukunftsfähiges Deutschland in einer globalisierten Welt“. In Schliersee plant man eine Plakatserie unter dem Motto „Warum sie so arm sind“, in der Pfalz steigt die Aktion Einkaufskorb mit dem Satz „Wir säen Zukunft“ und in Bremen wird empfohlen, bei den Aktionen Fachleute mit ins Boot zu nehmen.

#### 2012 nach Mecklenburg

Martin Herrbruck dankte allen Beteiligten für ihre Mitwirkung, der Pfälzer Gruppe für die von „Lie-

be und Wärme“ getragene Vorbereitungs- und Organisations-Arbeit und gab einen Ausblick auf die BrotZeit-Tagung 2012. An Themen boten sich in der Reihenfolge der Nennungen an: Zukunft säen („Zukunftsfähiges Deutschland“), Zukunftsfähige Kirche, Gerechtigkeit, Dialog der Weltreligionen und Alt sein/Alt werden. Die Rostocker Gruppe wird die Tagung vorbereiten. Tagungs-orte könnten sein Güstrow, Bad Doberan oder Boltenhagen in Mecklenburg.

## Gesund essen und viel bewegen

### Bundeswettbewerb „Fit im Alter“ 2011 der BAGSO

Das Motto des BAGSO-Bundeswettbewerbs 2011 lautet „Fit im Alter: Eigenverantwortung fördern, Angebote schaffen; gemeinsam für abwechslungsreiches Essen und Trinken, mehr Bewegung und Mundgesundheit“. Zur Teilnahme aufgerufen sind alle Akteure in der Arbeit mit älteren Menschen, die in ihrem beruflichen Umfeld oder in der ehrenamtlichen Arbeit mit Seniorinnen und Senioren regelmäßig einen Beitrag zur Gesundheitsprävention älterer Menschen leisten. Es werden Aktivitäten prämiert, die Informationen zur Erhaltung von Gesundheit und Selbstständigkeit vermitteln und darauf abzielen, ältere Menschen zu einer gesunden Lebensweise zu motivieren.

Die Angebote im Alltag oder bei regelmäßigen Treffen von Seniorengruppen sollten ein ausgewogenes Speiseangebot, Bewegungsübungen zur Erhaltung der Selbstständigkeit und Hinweise zu einer optimierten Mundpflege beinhalten. Die Sieger des Bundeswettbewerbs erhalten Geldpreise im Gesamtwert von 4.000 Euro, gestiftet vom Generali Zukunftsfonds.

Bewerbungsschluss ist der 30. August 2011. Mit diesem Wettbewerb unterstützt die Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen

BAGSO, in der auch das ESW mitarbeitet, zusammen mit IN FORM, Deutschlands Initiative für gesunde Ernährung und mehr Bewegung, das Altwerden bei guter Gesundheit.

Die Frage, was man tun kann, um möglichst lange gesund zu bleiben und seine Selbstständigkeit zu Hause zu erhalten, beschäftigt nicht nur ältere Menschen. Seit vielen Jahren werden die Einflussfaktoren für die Gesundheit im Alter wissenschaftlich erforscht. Es hat sich gezeigt, dass vor allem eine gesunde Lebensführung eine große Rolle spielt. Dazu gehören in erster Linie:

- eine ausgewogene Ernährung,
- ausreichend Bewegung,
- Vermeidung von Dauerstress,
- Verzicht auf Rauchen und, wenn überhaupt, ein maßvoller Alkoholkonsum.

Oftmals scheint es schwierig, lieb gewonnene Verhaltensweisen zu ändern. Es kostet immer wieder Aufmerksamkeit und Überwindung, ausreichend Gemüse, Obst und Vollkornprodukte in den täglichen Speiseplan einzubauen. Oft fällt es schwer, die geforderte zusätzliche körperliche Bewegung zur Erhaltung von Muskelkraft, Ausdauer, Balance und Beweglichkeit im Alltag umzusetzen.

Obwohl das Wissen und die Einsicht vorhanden sind, verfallen wir immer wieder in unsere Gewohnheiten. Gute Vorsätze allein umzusetzen, ist besonders schwer. In einer Gruppe fallen kleine Schritte zu einer gesunden Ernährung und zu mehr körperlicher Aktivität leichter und das gemeinsame Kämpfen macht mehr Freude. Informationen und Anmeldeunterlagen zum Bundeswettbewerb können telefonisch bei der BAGSO, Bonngasse 10, 53111 Bonn, Tel. 0228/24999322 oder Fax 0228/24999320 angefordert werden und stehen unter [www.bagso.de](http://www.bagso.de) auch im Internet zur Verfügung.

## Couch-Gastgeber willkommen Sendung mit ESW-Autor im SWR

Mehrfach ist Dr. Dieter Eisenhammer aus Wiesbaden beim ESW als Autor hervor getreten. Zuletzt haben wir in ESW-Informationsbrief 1-2011 auf Seiten 22/23 seinen Beitrag zum gastfreien Couch-Surfen veröffentlicht. Der Südwestrundfunk fand den Beitrag des Autors so interessant, dass er mit Dr. Eisenhammer eine 45minütige Fernsehsendung zum Couch-Surfen produziert hat. Zu erleben ist Dr. Eisenhammer dabei auf Reisen nach Malaga in Spanien und nach Oulu in Finnland. Als Gastgeber betätigt sich Dr. Eisenhammer in der Sendung für zwei Surferinnen aus Hongkong. Die Sendung zum gastgebenden Couch-Surfen wird ausgestrahlt im SWR-Fernsehen „SWR 3“ am Mittwoch, 6. Juli 2011, um 20.15 Uhr.



ESW-Autor Dr. Dieter Eisenhammer mit seinen beiden jungen Gästen aus Hongkong

Foto: privat

## „Komm´ bald wieder!“ ESW gestaltet ERF-Sendung „Hier werde ich gebraucht“

Im Frühsommer ist eine weitere Radiosendung des ESW in Zusammenarbeit mit dem Evangeliums-Rundfunk der ERF-Medien auf Sendung gegangen. ESW-Vorstandsmitglied Liesel Pohl, Hamburg, und Dr. Horst Marquardt, Wetzlar, haben sich darin unter dem Motto „Hier werde ich gebraucht“ mit der segensreichen Arbeit von Besuchsdiensten befasst.

Was tun, wenn Glück, Lebensfülle und Gesundheit nachlassen? Das war die Ausgangsfrage. Zugehörigkeit und Erfolg vergehen schneller, als wir glauben. Schon Psalm 71 ließ bedenken, dass Gott helfen möge, wenn ich schwach werde und meine Kraft schwindet. Jeder muss eine Antwort darauf finden, wenn er merkt, dass seine Kräfte schwächer werden, dass das Gedächtnis nachlässt und dass seine Kinder und Enkel eigene Wege gehen. Es kann bitter werden, wenn man vergeblich auf Besuche und Anrufe wartet. Man kann indes auch selbst zum Telefon greifen. Um solche Umkehr geht es auch, wenn man jetzt, wo Geltung, Anerkennung und Erfolg schwinden, dies alles anderen zuteil werden lässt. Das Herz mag gut werden und auf gültige Weise anderen offen stehen. Wir können es dann gut annehmen, was andere uns ans Herz legen. So leitete Dr. Marquardt die ESW-Sendung ein.

Liesel Pohl beschäftigte sich in ihrem Sendebeitrag am Beispiel von Jesu Besuch in Bethesda mit der segensreichen Wirkung von Besuchsdiensten. Ihr ging es dabei jenseits leiblicher Heilung um das Gespräch mit den Erkrankten. Wer spricht sie heute wie einst Jesus an, hört ihnen zu? Und wer hört heute die Vereinsamten, Erkrankten und Verlassenen an? Zum heilsamen Gespräch müssen wir zunächst wissen, wer der/ die andere ist. Hat er/sie noch Hoffnung? Ist er/sie zum Gespräch bereit? In welcher Situation

befindet er/sie sich? Die Autorin beschäftigte sich mit vier Besuchs-Anlässen.

### Vier Typen von Besuchten

Schwerkranke leiden unter Ängsten und Schmerzen. Ihre Gedanken kreisen primär um ihre Befindlichkeit. Zuweilen stellen sie die Frage: Wo bist Du, Gott? Mitunter zweifeln sie am Sinn ihrer jetzigen Existenz. Sie leiden auch darunter, dass andere jetzt ihren Platz einnehmen und fühlen sich überflüssig.

Sterbende, die wir besuchen, können wir kaum mehr trösten. Aufmunterungen sind meist fehl am Platz. Wichtig ist vielmehr, überhaupt anwesend zu sein, sich dem Sterbenden zu nähern, ihn vielleicht leicht zu berühren. Soweit die Besuchten etwas geklärt haben möchten, ist dies zu tun. Vielleicht können noch Dinge in Ordnung gebracht werden. Dies ist seelsorgerliche Begleitung auf einem schweren Weg.

Trauernde sind verunsichert. Der Verlust des Verstorbenen schmerzt sie. Es fehlt „der andere“. Das Leben kann nicht mehr mit ihm/ihr geteilt werden. Die Trauernden fühlen sich nur noch „als halber Mensch“. Zuweilen machen sie sich auch Vorwürfe, für ihren verstorbenen Angehörigen nicht genug getan zu haben. Dafür soll Verständnis gezeigt werden. Glaubenszuspruch kann sinnvoll sein, kann aber eventuell momentan noch nicht angenommen werden. Das braucht Zeit.

Um Einsame wird es immer stiller. Es fehlt die Kraft, Kontakte zu knüpfen. Alte Freunde leben oftmals gar nicht mehr. Diese Besuchten soll man erkennen lassen: Du hast in Deinem stillen Dasein auch Wert. Hilfen können gegeben werden zum Aushalten der Situation. Man kann aus der Gemeinde berichten, von gemeinsamen Bekannten erzählen, aber auch miteinander beten. Vielleicht gestaltet man aber auch zu zweit eine kleine Spielrunde mit einem Würfel- oder Kartenspiel, betrachtet Bilder, hört Musik.

Ein gutes Zeichen für den Erfolg der Besuche ist

es, wenn die Besuchten sagen „Komm bald wieder!“. Wir vertrauen darauf, dass uns Gott offene Augen und Ohren für die Besuchten gibt.

Mit Fragen motivieren

Anschließend wurden in der Sendung Gesichtspunkte für den Besuch aus der Schrift „Der Besuchende“ von Anni und Erich Kimm verlesen. Den Autoren geht es darum, mit den Besuchten ein Stück gemeinsam zu gehen, den eigenen Glauben weiter zu geben und die Besuchten an diesem Glauben teilhaben zu lassen.

Dazu sind Sorgen und Nöte der Besuchten ganzheitlich zu erkennen. Zu fragen ist aber auch: Wie ist meine eigene Situation als Besuchender? Welche Gefühle hege ich? Wie ist meine momentane Situation? Nur so kann ich erfolgreich ein Stück mit dem anderen gehen. Ich sollte ihm genau zuhören, mich auf ihn einstellen. Zum Zuhören muss ich selbst frei und gelöst sein. Es geht um aktives Zuhören, darum, engagiert dabei zu sein. Das heißt auch: den anderen ausreden zu lassen, auch schweigen zu können. Niedergeschlagenheit ist auszuhalten.

Dann sollte man aber auch Fragen stellen. Mit eigenen Gesprächsbeiträgen sollte man eher sparsam sein. Besser ist es, den anderen zum Gespräch zu motivieren. Freilich gibt es auch Grenzen eines hilfreichen Gesprächs. Man sollte ein nicht mehr tragfähiges Gespräch dann beenden.

Gottes Wort darf und sollte weiter gegeben werden. Auch ein Gebet hat Platz. Hilfreich ist dazu ein Gebetbüchlein. Die Kraft zum hilfreichen Besuch kommt von Gott und ist eine Gabe Gottes.

Zum Schluss wies die Sendung auf die Buch-Erscheinung hin von Luise Friebe „Reden ist Silber, Schweigen ist Gift“ (vgl. ESW-Informationsbrief 1-2011, Seite 48), aus der die beiden Abschnitte „Eine gute Zusammenarbeit“ und „Schon mal darüber nachgedacht?“ rezipiert wurden.

## Über Stock und Stein am Bergbach entlang

von Friedrich Löblein, Pleidelsheim

Bergauf und bergab gehen Wanderungen. Im übertragenen Sinn kennen wir dieses Auf und Ab aber auch aus der Reihung von Ereignissen in unserem Leben. Glücksmomente und Einschränkungen folgen aufeinander. Dieser konkreten und erweiterten Thematik des Wanderns gilt das in diesen Wochen im Verlag Bergmoser + Höller Aachen erscheinende kreative Bausteine-Heft 4-2011 „Bergauf und bergab“. An seiner Zusammenstellung hat das Mitarbeiter-Team des ESW unter dem Schriftleiter des ESW-Informationsbriefs gearbeitet. Als Vorgeschmack auf das neue Bausteine-Heft wird hier Friedrich Löbleins Essay über das Wandern abgedruckt.

Früher, ja da haben wir die Kinder noch im Tragetuch mit in die Berge und auf den Berg genommen. Man muss ja nicht Reinhold Messner sein, um die Faszination der Berge zu erleben. Man kann das auch im Familienurlaub, mit Wanderschuhen und Stock ausgerüstet, mit Picknickkorb und Pausentrank. Jedes Jahr war das neu und gleich herbeigesehnt: Ziel Chiemgauer Alpen, im gleichen Quartier, mit gleichen Wegstrecken und zu bekannten Orten. Kinder lieben die Regelmäßigkeit und Vertrautheit; sie wurden so auch im Gebirge heimisch, nicht nur in der Stadt. Es war immer wieder erstaunlich, wie die Kinder schon im Vorschulalter Spaß daran hatten, zeitig aufzustehen, den kurzen Anmarsch in der Ebene, dann den Aufstieg zu leisten über Stock und Stein, am Bergbach entlang, über Almwiesen, über die Wurzeln der Latschenregion und schließlich, nach 800 Metern Höhenunterschied, über das Steingeröll bis zum Gipfel und zum Gipfelkreuz: Geigelstein, Breitenstein, Kampenwand ... Und das ohne zu klagen, ohne „ich mag nicht mehr, ich kann nicht mehr“; nur ab und zu „wie weit ist es noch?“ Es gehören nicht Bergromantik und Folklore dazu, um das zu erleben und in sich aufzunehmen. Es war einfach –

schön. Einmal, unterwegs, hat eine ältere Frau (sicher war sie jünger als ich heute bin) uns, die junge Familie, angesprochen: „Genießen Sie das mit Ihren Kindern. Es geht so schnell vorbei.“

Die Kosmos-Naturführer haben hinzuschauen gelehrt. Die Alpenpflanzen: Alpenrose, Purpur-Enzian, Berg-Glockenblume, Kratzdistel, Fingerkraut und Mauerpfeffer. Dazu die Alpenfauna: Murmeltier, Bergdohle, Bläuling und Alpen-Apollo – und in der Ferne Gämsen. Viele der Namen sind inzwischen vergessen. Manchmal tauchen sie wieder auf, wenn gemeinsame Seniorenwanderungen auch mal in die Schweiz, nach Österreich führen, auf seniorengerechten Wegen.

Heute ist es anders. Irgendwie haben die Kinder das Bergfieber mitbekommen. Nun heißt es manchmal: „Vater, komm mit. Wir laden Dich ein zu einer Tagestour, zu einer Gipfelwanderung.“ Tausend Meter hoch, tausend Meter tief wieder zurück. Es geht gerade noch, auch durch das Schneefeld, auch im Wind und Regen zurück. Nun heißt es: „Vater, ich nehme Dir den Rucksack ab. Ich trage ihn leichter.“ Die Lasten sind nun anders verteilt.

Jetzt geht es nicht mehr so. Die Hüftoperation lässt solche Berge nicht mehr zu. Vielleicht später nochmals? Aber die Wanderstöcke sind jedenfalls Pflicht. Schon auf viel ebeneren Wegen. Zumal sie Geburtstagsgeschenk der Kinder sind. Und zu lernen ist auch, dass der Anstieg – obwohl oft genug mühsam und atembeschwerend – der bessere Teil des Bergwanderns sei. Der Abstieg ist mühevoller, belastender für Gelenke, Knie – man sollte, sagt der Arzt, dann besser mit der Bergbahn wieder ins Tal fahren und lieber bergauf zu Fuß wandern; das sei gesünder als umgekehrt. Wo doch – früher – die Bergbahn sowohl auf- wie abwärts unsportlich, außerhalb jeder Diskussion war.

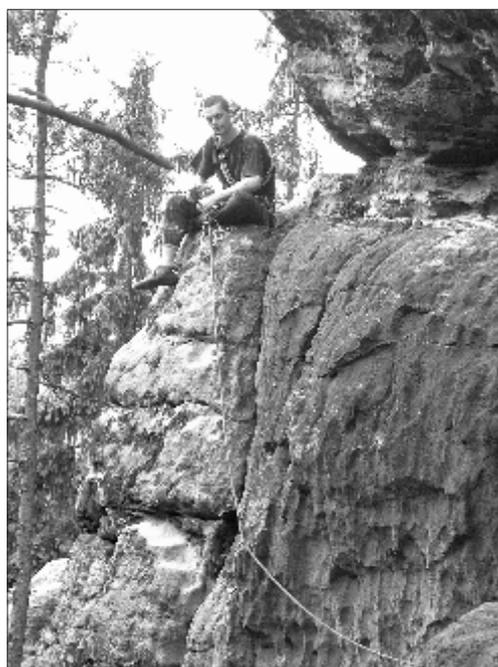
Und einer der Söhne „klettert“! Schwierigkeitsgrad vier oder fünf oder sechs? Ich verstehe nichts davon. Jedenfalls scheint es wohl ziemlich senkrecht in die Höhe der Felsen zu gehen.

Sächsische Schweiz, Karwendel, Dolomiten. Es ist wohl gut, dass ich das alles nicht so genau weiß. Und wohl besser, dass ich bei dem allem nicht unmittelbar mitzusehen muss. Und nun fangen die Enkel auch schon an! Aber er sei ja vorsichtig; er kenne seine Grenzen. Ob es verkehrt war, ihn früher auf die Berge zu tragen und dann dorthin an der Hand zu führen, dann freien Lauf zu lassen? O nein. Auch er hat sein eigenes Auf und Ab zu gehen.

Es ist sicherlich sinnvoll, wenn die eigene Biographie mit Berg und Tal, mit dem Auf und Ab, den Höhen und Tiefen verglichen werden kann. Und ob das hierbei auch gilt, der Weg abwärts sei der bessere? Und ob das auch gilt: Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen – woher kommt mir Hilfe? Und auch dies: Ob ich schon wanderte ins finstere Tal, so fürchte ich kein Unglück?

Die Erinnerungen und Empfindungen tauchen immer wieder hoch, wie Wegmarken aus dem Frühnebel. Fotos haben diese Erinnerungen festgehalten. Ja früher ...

Und jetzt ist es gut, die jetzt begehbaren Wege zu gehen.



Seilschaft in der Sächsischen Schweiz  
Foto: Friedrich Löblein

## Freuen Sie sich noch auf etwas?

### Gesprächsbedarf und Gesprächsführung in Altenheimen

von Dr. Hans-Dieter Friebe†

In ihrer Zusammenstellung von Moderationen Ihres verstorbenen Mannes Dr. Hans-Dieter Friebe in Altenheimen gibt Luise Friebe in ihrem Buch „Reden ist Silber, Schweigen ist Gift“ folgenden brauchbaren methodischen Hinweis zur Gesprächsführung in der Altenarbeit. Das Buch ist erhältlich über Luise Friebe, Bebelstraße 12, 67346 Speyer, oder über den Chroma-Verlag Römerberg-Speyer ISBN 13978-3-9801911-8-0).

Es kommt meistens gut an, wenn den Menschen in Altenheimen etwas geboten wird: Feste, Konzerte, Vorträge, Darbietungen der verschiedensten Gruppen. Die meisten alten Menschen sind dankbar, wenn ihnen Anregung, Abwechslung und Freude in Gemeinschaft vermittelt wird. „In diesem Heim ist ja was los!“, heißt es dann.

Aber ich erfahre immer wieder bei meinen ehrenamtlichen Einsätzen in Heimen ein großes Bedürfnis nach persönlichen Gesprächen. „Wir wollen nicht nur berieselt werden, wir wollen zu Wort kommen, mitreden, gehört werden“, wird mir vielfach entgegnet. Vorrangig sind es hier die Einzelgespräche mit lieben Menschen des Umfeldes. Voraussetzung für ein gutes Gespräch ist eine vertrauensvolle Beziehung, dann finde ich einen besseren Zugang zu meinem Gesprächspartner. Eine Beziehung benötigt Zeit zum Wachsen, um tragfähig zu werden. Für ein Gespräch nehme ich mir genügend Zeit, und ich sollte zuhören können. Allzu schnell bin ich bei mir selbst: „Das habe ich auch erlebt....bei mir ist es ähnlich...“, und dann rede ich von mir, statt den Gesprächspartner ausreden zu lassen.

Kommentieren, Erteilen von Ratschlägen, bewerten oder gar etwas spontan verwerfen können den Gesprächsfluss blocken.

Es ist beim Zuhören zunächst unwichtig, welche Vorstellung ich selbst zu einer Äußerung habe. Ich versuche zu erfassen, was mein Gegenüber fühlt und denkt. Ich merke mir einige wesentliche Aussagen und beobachte, wann mein Gesprächspartner eine Erwiderung erwartet. Es kann um sachliche Klärungen gehen, um Alltagsereignisse, den Austausch von Erinnerungen, um das Aufarbeiten von Lebensereignissen.

Bekanntlich ist eine bestimmte Art der Gesprächsführung auch eine erlernbare Methode der Therapie, die ‚Gesprächs-Psychotherapie‘. Hier geht es darum, den Gefühlsgehalt der sprachlichen Äußerungen in Worte zu fassen und zurückzugeben. Man nennt es das ‚Verbalisieren von Gefühlen‘. Dadurch kommt der Gesprächspartner in die Lage, bei seinen Gefühlen zu bleiben, sich mit ihnen auseinanderzusetzen und sich selbst neu zu orientieren. Auf der Gefühls-ebene fühlt sich der alte Mensch gut angenommen und verstanden, das fördert Vertrauen und Geborgensein.

Neben der Förderung von Einzelgesprächen liegt mir seit Jahren das Gruppengespräch in Altenheimen sehr am Herzen, die ‚Gesprächsrunde‘ zu Themen, die Senioren besonders betreffen. In drei Häusern und in einer Altenpflegeschule gestalte ich diese Runden, die durchweg rege besucht werden. Jeder kommt zu Wort. Ich ermutige durch anschauliche Fragen zum Thema, sich entsprechend zu äußern, indem ich auf jeden direkt zugehe, so zum Beispiel: „Sagen Sie ja oder nein zu Ihrem Alter?“, „Möchten Sie nochmals 20 sein?“, „Freuen Sie sich noch auf etwas?“, „Woran denken Sie besonders aus Ihrer Vergangenheit?“, „Haben Sie Tiere gern?“, „Erinnern Sie sich noch an Ihre Oma?“, „Wie alt fühlen Sie sich?“, „Was sind Ihre liebsten Menschen?“, „Wie geht es Ihnen hier im Altersheim?“.

### Gut zuhören

Es ist mir wichtig, gut zuzuhören und dann noch einmal laut für die anderen das Gesagte wiederzugeben, da hat jeder etwas von dem manchmal leise oder gar unverständlich Gesagten. Der Betreffende fühlt sich auch ernst genommen und verstanden. Spontan kommt es dann aus der Runde zu Rückmeldungen, Ergänzungen, Fragen und Einwänden. Dann geht es aber weiter in der Runde. Wenn sich jemand nicht äußern möchte, wird niemand bedrängt. Manchmal genügt auch eine mimische Reaktion auf eine meiner Fragen, die dann von mir erläutert wird.

So erfahren die Einzelnen auch vieles von den anderen, man kommt sich näher, findet sich zusammen, achtet sich gegenseitig besser, findet den Faden zu weiterem Austausch außerhalb der Gesprächsrunden: Hundeliebhaber, Gartenfreunde, Menschen aus dem gleichen Ort, dem gleichen Schicksal wie die Flucht, gleiche Landsmannschaften, ähnliche Interessen – vieles wird in den Gesprächen bewusst und wirkt weiter: „Nein, da sitzen wir so lange beim Essen nebeneinander, und wir wissen nicht, dass wir früher beide so gern im Pfälzer Wald gewandert sind, in einem Chor gesungen haben, mehrmals in Norwegen waren ...“.

Die Gespräche bringen es an den Tag. Auch Ängste, Kümernisse, Beschwerden werden angesprochen, und es wird manch gegenseitige Hilfsbereitschaft geweckt. Viele Interessenten von außerhalb der Heime kommen zu den Gesprächsrunden, und es werden Vorurteile gegenüber den Pflegeeinrichtungen abgebaut: „Wenn ich einmal Hilfe brauche, weiß ich nun, wie es bei Euch zugeht. Ich habe mir das anders vorgestellt, aber ich fühle mich hier wohl.“

Gewiss klappt es nicht spontan mit derartigen Gesprächsrunden, das entwickelt sich erst ganz allmählich und bedarf einer festen Bezugsperson und einer behutsamen Gesprächsleitung mit anregender und anschaulicher Einführung in die Themen. Von den über 70 Themen der letzten Jahre seien hier abschließend wenige genannt:

„Mein Gedächtnis ist ein Sieb“, „Begegnung der Generationen – Erwartungen, Barrieren, Brücken“, „Was kann ich, wenn ich will?“, „Humor im Alter“, „Ängste im Alter, wie gehe ich damit um?“ und „Welchen Sinn hat unser Leben im Alter?“

## Herbstzeit des Lebens Versöhnung am Lebensende über dem gemeinsamen Glauben

Eine Betrachtung von Dr. Hans-Dieter Friebe †

Unser Leben gleicht den Jahreszeiten. Im Herbst kann reifen, was im Sommer gewachsen ist. Für das Gedeihen der Frucht sind der Standort des Baumes, die Nahrung, der Witterungseinfluss bedeutsam. Auch die Tiefe der Wurzeln ist von großem Wert, um den Stürmen Stand zu halten. Nicht alles kommt zum Reifen, Früchte verkümmern, dürre Äste werden vom Baum abgeworfen. In der Jahreszeit des Herbstes tritt manches zurück und wird wertlos, es trennt sich die Spreu vom Weizen. Was bleibt?

„Wozu sind wir auf dieser Welt?“, hat ein Kind seine Mutter gefragt. Sie gab eine kluge Antwort: „Um Gott zu suchen, um Gott zu finden, ihn zu lieben und einmal in der Ewigkeit bei ihm zu sein.“ Wichtig ist, dass wir auf diesem Weg uns selbst erkennen: Was geschah in meinem bisherigen Leben, was ist aus mir geworden und mit welchem besonderen Ziel hat mich Gott geschaffen?

Wir blicken zurück auf Höhen und Tiefen, Erlebtes und Versäumtes, Erfolg und Misserfolg, Beglückendes und Enttäuschendes. Wohin haben wir uns entwickelt, was streben wir mit Gottes Hilfe an? Unser Leben ist eine ständige Bewegung. Wir müssen geben, um zu empfangen, um

wieder zu geben. Der Herbst hat seine Besonderheit durch die sichtbare Ernte, aber auch im Nachlassen der Kräfte, im ‚Los-Lassen-Müssen‘. Wir spüren, dass wir älter werden, der eine merkt es früher, der andere später, es gibt heftige Einschnitte oder ganz allmähliche Abläufe im Herbst des Lebens. Altern bedeutet: „Veränderungen menschlichen Erlebens und Verhaltens, die sowohl im biologischen, im seelisch-geistigen Bereich oder in Umweltbedingungen auftreten“, wie es Ursula Lehr kennzeichnet.

Altern ist ein Ineinandergreifen körperlicher, seelischer und sozialer Umstellungen. Signale unseres körperlichen Befindens werden deutlicher: Bewegungsapparat, Sinnesorgane, Kreislauf, Motorik, Haut – vieles wäre zu benennen, bei einem jeden auf andere Art. Wir sprechen auch von einem seelischen Altern. Der ältere Mensch kehrt sich nach innen, wird ruhiger und gelassener, steht mehr über den Dingen und bewahrt einen gesunden Konservatismus.

Jugendliche aus unserer Gemeinde sprachen es bei Begegnungen mit alten Menschen aus: „Ihr hört uns zu, erzählt von Eurem Leben und Euren Erfahrungen, habt Geduld mit uns, gebt Zeugnis von Eurem Glauben. Ihr habt Abstand von der Alltagshektik!“

Der ältere Mensch muss sich nicht mehr beweisen, er braucht keine Rolle mehr zu spielen, er hat sie gefunden. Typische Altersmerkmale des herbstlichen Menschen gibt es nicht, jeder Mensch ist einmalig von Gott geschaffen, jeder hat seinen persönlichen Lebensgang. Wenn gleich eine gewisse Verlangsamung eintritt, eine Einengung der Interessen, ein Nachlassen des Kurzzeitgedächtnisses und ein stärkeres Hervortreten von Erinnerungen an Früheres. Jeder bringt seine Wesensart und seine Lebensführung ins Alter mit hinein. Der gewachsene Charakter des Menschen fließt mit in die körperlichen Umstellungen ein.

Das Ja zum Lebens-Herbst  
Ein jeder wird anders alt. Wer nicht sein Ja zum

Herbst des Lebens findet, läuft Gefahr, verbittert und griesgrämig zu werden oder gar halsstarrig und verbohr. Oder er resigniert und fällt in eine Entsagungsdepression. Wer den Kontakt zu seinem sozialen Umfeld verloren hat, kann vereinsamen.

Martin Buber spricht vom Neu-Anfang im Alter. Tätig sein, soweit es noch möglich ist. Das stille Gebet pflegen, Zeichen der Nächstenliebe setzen, da sein für andere, kleine Gesten und Handreichungen der Liebe geben. „Ich will nicht darsitzen und warten, bis niemand kommt“, pflegte meine Schwiegermutter zu sagen. Es ist zu verstehen, wenn jemand über seine Herbstbeschwerden klagt, nur sollte man nicht darin stecken bleiben und den Blick auf sein Umfeld richten, die kleinen Sonnenstrahlen, die Gott uns täglich schenkt, sollten wir dankbar wahrnehmen.

In einigen Jahren werden die über sechzig Jahre alten Menschen die Gesellschaft dominieren, deshalb trägt jeder Mitverantwortung für das Gemeinschaftsleben. Gott ruft uns, er erwartet etwas von uns, und wir sind vor Gott für unser Leben verantwortlich auch im Herbst. Die Begegnung mit Christus hat Einfluss auf Veränderung und Umwandlung. Gott setzt uns Fristen.

In einer Begegnung des Evangelischen Seniorenwerks der Pfalz mit Menschen im Elsaß sagten mir zwei 80-jährige Französinen, sie hätten Hass gegen uns Deutsche gehegt, der Glaube aber habe jetzt im Herbst ihres Lebens Brücken geschlagen. Wir umarmten uns nach einem guten Gespräch und beteten.

Wo wir im täglichen Gespräch mit unserem Vater droben reifen und nach Gott hin eine offene Tür halten, da ist das Alter trotz mancher Beschwerden schon ein Vorhof des Vaterhauses.

## Für Sie gelesen...

### ...von Hans Steinacker

#### Weisheit aus der Stille

Wir drehen uns im Hamsterrad. Immer schneller, immer besser, immer mehr ist die Devise. Von der Kita bis ins Seniorenheim wächst der lastende und lästige Druck auf den Einzelnen. Angesichts fehlender Orientierung und Lebensziele ist keine Änderung abzusehen. Wer hilft uns bei der Suche nach Konzepten, unser persönliches Leben wie auch den Beruf, ja, die ganze Gesellschaft neu zu justieren? Wer vermittelt eine tragende Daseinskompetenz, die über den Tellerrand hinaus geht? Wenn der Theologe und Wirtschaftsmediator Wolfgang Vorländer uns an die Quellen der Weisheit, auch der östlichen, heranführt und das Geschwisterpaar Weisheit und Spiritualität als Schlüssel eines gangbaren neuen Lebenspfads ins Gespräch bringt, werden dem Leser nachvollziehbare Schritte gezeigt. Und das bedeutet, im Hier und Jetzt leben und den Charme und die Schönheit des Alltäglichen zu entdecken, aber auch weise mit Scheitern und Versagen umzugehen und Abschied nehmen einzuüben. Dem Satz auf dem Buchcover ist zuzustimmen: „Wolfgang Vorländer hat sich auf den Weg gemacht, eine Art ‚Weltkulturerbe der Weisheit‘ zu entdecken.“ Lassen wir uns auf diesen Weg mitnehmen.

Wolfgang Vorländer. Weisheit für Vielbeschäftigte. 175 Seiten, gebunden, 14,90 Euro. Neufeld

#### Ganoven, Gott und Grüne Männchen

Der weltbekannte Oxforder Autor wollte viel Theologie in seinen Science-Fiction-Klassiker der Weltliteratur schmuggeln. Es geht in dieser Trilogie um die unfreiwillige Reise des gelehrten Helden Dr. Ransom (Lösegeld!) auf den Mars und die Venus. Zwei skrupellose Forscher haben ihn in ihrer Raumkapsel entführt, um den Gekidnappten als Menschenopfer den Mars-Menschen zu überlassen. Die Abenteurer selbst wollen im Weltenraum Anregungen für die stetige Fortentwicklung zum Besseren der Mensch-

heit finden. In diesem Gegenentwurf zu H. G. Wells bekannten „Krieg der Sterne“, der optimistisch den Weg der Menschheit in einer positiven Zukunftsentwicklung sieht, finden die Reisenden die ganz fremden Außerirdischen aber nicht wie erwartet als böse, blutgierige Monster. Ganz im Gegenteil: Die Marslinge haben noch nicht einmal einen Begriff für Krieg und leben unbefangen in paradiesischer Sündlosigkeit. In seinem großartigen Epos verwebt C. S. Lewis eindrucksvolle Bilder, die aktuelle Fragen der Ethik und Wissenschaftlichkeit stellen. Zuletzt wird die Erde selbst zum Zentrum des apokalyptischen Endkampfes zwischen Gut und Böse im Universum.

C.S. Lewis. Die Perelandra-Trilogie. 1024 Seiten. Paperback, 12 x18,8 cm. 16,95 Euro. Brendow

#### Vom Wohlstand in die Hölle

Das mag reißerisch klingen, wenn ein junger Mann aus Basel mit seiner Familie in die Wellblech-Ghettos und stinkenden Müllhalden der philippinischen Millionenstadt Manila geht und dort auch lebt. Es ist das Milieu ihrer Nachbarn, der Stricher, Junkies, Dealer, Nutten. Nüchtern und bewegend berichtet das Ehepaar, wie es sich Schritt für Schritt in diese Welt der Geschundenen und Vergessenen wagt. Und das ohne die vermeintlichen Stützen der sogenannten bürgerlichen Sicherheiten. Man riecht beim Lesen die üblen Gerüche der Slums, in denen Messerstiche schnell Probleme lösen. „Servants“ (Diener) nennt sich das kleine internationale Team, aus dem sich später das auch von Christen in Deutschland geförderte Onesimo-Projekt entwickelt. Der Leichengestank hingegerichteter Rivalen und der penetrante Geruch der Abfalldeponien und Kloaken werden von den Träumen und Hoffnungen derer durchzogen, die in Ängsten und Anfechtungen den Wohlgeruch der Liebe Gottes verbreiten wollen. Der Kronzeuge Bic, die todgeweihte Maribell, der Vergewaltiger Arol, die Milliardärin Dona, der Widerstandskämpfer Noel: Alle sind zu einem sinnvollen Leben eingeladen. Übrigens werden mit dem Kauf dieses authentischen Lebensberichts die Hilfsprojekte in Manila direkt unterstützt.

Christine und Christian Schneider. Himmel und Straßenstaub. Unser Leben als Familie in den Slums von Manila. 318 Seiten. Gebunden. Viele Fotos. 16,99 Euro. Brunnen



Worte verwandeln das Leben  
Eine 80jährige bilanziert in dankbarer Rückschau ihr weit gefächertes Leben. Aber das nicht in der üblichen Weise von biografischen Abfolgen. In 23 Kapiteln handelt sie über Weggabungen, Einschnitte, Neuanfänge. Alle hängen mit einem speziellen Wort zusammen, das ihr in einem konkreten

Lebensabschnitt geschenkt und somit bedeutsam wurde. Es sind Erfahrungsworte, biblische und nicht biblische, die ihr wie ein roter Faden von dem Geburtsort Wernigerode über Goslar, Korntal, Stuttgart, Basel bis nach Madras, Batu/Indonesien, Singapur, Jerusalem, Beijing, Hongkong, Bratislava und zuletzt Rödermark ihre Lebensspur nachzeichnen. Ein buntes Kaleidoskop. Gute, heilsame Worte geben dem Buch somit seine Struktur, das dankbar von den Erfahrungen der Flucht in den Westen, Ausbildung als Erzieherin, Studium in den USA, Missionskandidatin und lebenslange Tätigkeit bei der Erstellung und Entwicklung von fremdländischer Literatur für Sonntagschulen und Kinderbibelfreizeiten handelt. Das Buch ermutigt den Leser, selbst einmal über die Frage nachzudenken, welche Worte ihn verwandelt haben.

Anni Dyck. Gute Worte sind Bäume. Sätze, die mein Leben prägten. 176 Seiten, gebunden, 113,5 x 21 cm, 12,90 Euro. Neufeld

## ...von Kurt Witterstätter

Der Priester-Macher

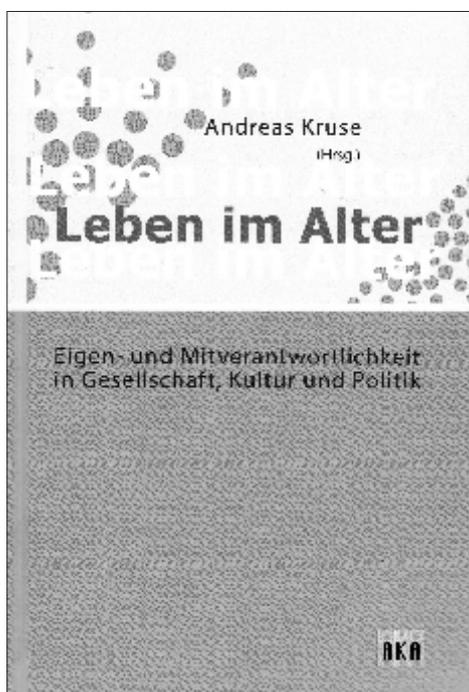
Die Thematik des Alters konnte der 84jährige Joachim „Blacky“ Fuchsberger, der seine Filmkarriere 1954 im Soldaten-Streifen „08/15“ begann, im Altenheim-Film „Die Spätzünder“ realisieren. „Blacky“ hat in seiner amüsanten 224-



Seiten-Biografie „Altwerden ist nichts für Feiglinge“ viele Rezepte für ein zufriedenes Durchleben des Alters parat: Miteinander und nicht gegeneinander leben, füreinander da sein, seine Gebrechen nicht verstecken, nicht gewaltsam noch auf

Jung machen, sich nicht beim Schönheits-Chirurgen unters Messer legen, nicht zu viele Pillen schlucken (so reduzierte er seine zeitweise 31 täglichen Medikamente auf zehn), sich nur noch um das wirklich Wichtige kümmern, Kontakt zur Jugend halten. Zu allem braucht es Mut. Christlich gläubig ist Fuchsberger nicht. Aber über die Rolle des Pfarrers in Bill C. Davis „Der Priester-Macher“ kam er mit vielen Kirchenführern ins Gespräch. Der bei aller Agnosie von etwas Überweltlichem Überzeugte räsoniert gern über Segen und Fehler der Kirchen.

Joachim Fuchsberger: Altwerden ist nichts für Feiglinge. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2010. ISBN 978-3-579-06760-5. 19,99 Euro



Offenheit aus christlicher Hoffnung. Eine würdige, anspruchsvolle und in vielen Fällen liebevolle Festschrift für die Begründerin der deutschen Gerontologie und derzeitige BAGSO-Vorsitzende Prof. Dr. Ursula Lehr zu ihrem 80. Geburtstag legt ihr einstiger

Assistent und Nachfolger auf dem Heidelberger Gerontologie-Lehrstuhl Andreas Kruse vor. Die Festschrift bewegt sich auf der Höhe der gegenwärtigen gerontologischen Wissensbestände. Die Aufsätze geben in ihrer Summe ein perspektivenreiches Bild von den Möglichkeiten positiven Alterns heute und morgen. Der Blick bleibt zwar stark psycho-soziologisch, ökosozial und kultur-wissenschaftlich gerichtet, doch werden auch medizinische Aspekte berührt. Das Eintreten Lehrs für die Mitgestaltung und Mitverantwortung alter Menschen an ihrem eigenen Leben und gegen starre Altersgrenzen hallt aus allen Beiträgen wider. Spürbar bleibt auch Ursula Lehrs Überzeugung einer Offenheit auch im Alter aufgrund christlicher Hoffnung. Unter den Gratulanten am Ende der Festschrift firmiert auch das seitherige ESW-Vorstandsmitglied Irmtraut Pütter.

Andreas Kruse Hg.: *Leben im Alter. Eigen- und Mitverantwortlichkeit in Gesellschaft, Kultur und Politik.* Festschrift zum 80. Geburtstag von Prof. Dr. Dres. h.c. Ursula Lehr, Bundesministerin a. D. 314 Seiten. Heidelberg: Akademische Verlagsgesellschaft AKA 2010.

ISBN 978-3-89838-637-1. 38,-- Euro



Simso, ergo sum. Der gute alte Brief, das Telefonat, ein Fax, ja selbst eine Mail sind noch Botschaften, die mit etwas Nachdenken zu tun haben. Anders ist es bei jenen Mitteilungsformen, bei denen man ständig auf Sendung und Antwortbereitschaft bleibt: Dem Handy,

der SMS (Short Message Service, allgemein „simsen“) und dem Chatten: Simso, ergo sum ist die Devise. Wer an der zwitschernden elektronischen Dauer-Kommunikation nicht teilhat, scheint nicht mehr existent. „Ch@t-Fieber“ nennt Ingrid Hagenbücher ihr neues 175-Seiten-Buch (Magic-Buchverlag Vierkirchen 2011) mit Hinweisen zur „Szene“: Man melde sich bei einer Chat-Plattform (wie [www.spin.de](http://www.spin.de), [www.twitter.com](http://www.twitter.com) oder [www.facebook.com](http://www.facebook.com)) mit einem Nick-Kürzel (Spitznamen wie Bärchen, Pantoffelheld, Mieze, Siegfried, Turnschuh, Mickymaus) an. Und schon kann man sich mit wenig Wichtigem und noch mehr Unwichtigem im „Chatroom“ tummeln. Denn das Mitteilungsbedürfnis der allein in Deutschland rund 25 Millionen „Zwitscherer“ ist zu Wetter, Essen, Reisen, Sex, Musik, Fußball und Auto unermesslich. Man erfährt, dass Babsi jetzt zur Oma Kaffeetrinken geht, dass Stinkkäse mit seiner Katze beim Tierarzt war oder dass Gummibärchen noch ihre Wohnung putzen muss. Zwar schildert Hagenbüchers „Ch@t-Fieber“ solche Banalitäten mit all ihren Stilblüten und Schreibfehlern (Duzen ist obligatorisch) in ihrer oft platten Unbeholfenheit amüsierend. Doch kommt Kritik zu kurz. Darüber, dass persönliche Begegnung bei solch belanglosem Computer-Gechatte (mit 2010 weltweit etwa 25 Milliarden Botschaften) verloren geht: Ob im

Turnverein oder der Kirchengemeinde. Kritikwürdig wäre auch, dass echte Begegnungswünsche bei ihrer Projektion ins Virtuelle enttäuscht werden. Die Autorin rät zwar, beim Chatten nicht zuviel Persönliches preiszugeben. Da wird aber Unaufrichtigkeit einkalkuliert („nirgends wird soviel gelogen“). Das Chat-Buch informiert zwar erheiternd, entlarvt aber die Kommunikations-Seuche nicht recht. Da hilft auch der Hinweis (S. 144 f.) wenig, dass Ältere aus dem Chatten kommunikative und kognitive Vorteile ziehen können.

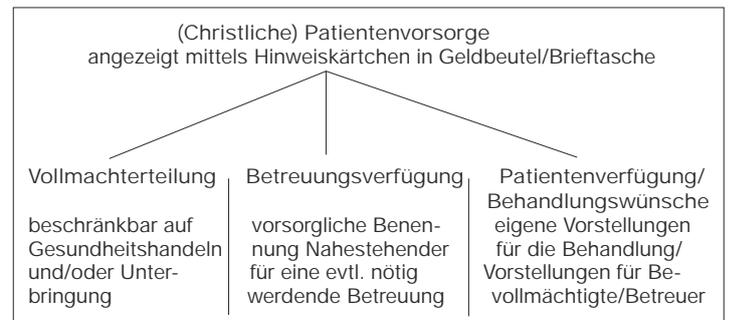
Ingrid Hagenbücher: Ch@t-Fieber. Ein witziger und ausführlicher Leitfaden zum Chatten im Netz. Magic Buchverlag Vierkirchen 2011. ISBN 978-3-936935-49-3. 12,90 Euro

## Heimgang nach eigenem Gusto Hilfen zur Patientenverfügung von Kirchen und Diakonie

Die würdevolle Behandlung bei schwerer Krankheit und beim Sterben beschäftigt viele Menschen stark. Von Selbsttötungen mit der Absicht, kein unwürdiges Leidens-/Sterbelager aushalten zu müssen, wird aus realen Vorkommnissen (Freitod Gunter Sachs) wie in fiktiven Spielhandlungen (Film „Satte Farben vor Schwarz“, vgl. ESW-Informationsbrief 2-2011, S. 38) berichtet. Hinzu kommt, dass der Gesetzgeber mit dem Dritten Betreuungsrechts-Änderungsgesetz zum September 2009 neue gesetzliche Maßgaben für Betreuer und Bevollmächtigte in die Einwilligung in medizinische bzw. pflegerische Maßnahmen Schwerst- und Tod-Kranker gesetzt hat, an denen auch die Willenskundgaben von Nahestehenden und der Patienten selbst gemessen werden. In beachtenswerten Veröffentlichungen haben die Kirchen (EKD, Bischofskonferenz und Arbeitsgemeinschaft Christ-

licher Kirchen ACK) und das Diakonische Werk Hilfen vorgelegt zur voraus gehenden Willenskundgabe für Intensivpflege und Heimgang im Zustand der Einwilligungsunfähigkeit.

Die Komplexe von Vollmachterteilung, Betreuung und Patientenverfügung hängen durch ihre Regelungen in §§ 164 ff., 1896 ff. des Bürgerlichen Gesetzbuchs BGB zwar zusammen, sind aber für Laien nicht einfach auseinander zu halten. Die erwähnten Veröffentlichungen „Patientenverfügungen aus christlich-diakonischer Sicht“ vom Diakonischen Werk und „Christliche Patientenvorsorge“ der Kirchen (EKD, Bischofskonferenz und ACK) geben da gute Hilfen. In folgendem Schaubild sollen die Komplexe aufgezeigt werden, um die es hierbei geht, wobei alle Kundgaben jederzeit widerrufbar bzw. abänderbar sind. Zu dieser Patientenvorsorge plant das Evangelische Seniorenwerk noch eine Sonderveröffentlichung aus der Feder von ESW-Vorstandsmitglied Dr. Karl Dieterich Pfisterer.



Die Patientenvorsorge ist also das Übergeordnete und umfasst alle persönlichen Regelungen für den Fall (späterer) Einschränkung der eigenen Willenskundgabe in die Entscheidungsfällung (anderer) zur medizinisch/pflegerischen Behandlung und in Wohn-/Vermögens-/Rechtsverkehrs-Angelegenheiten.

Die Vollmachterteilung an eine andere Person ist beschränkt auf Gesundheitsmaßnahmen und/ oder die Unterbringung in einer Einrichtung oder aber erstreckbar auch auf Bank-, Vermögens-, Post-, Geschäfts-/Rechtsverkehrs-/Behördenangelegenheiten. So ausgeweitet spricht man von einer Generalvollmacht.

Die Betreuungsverfügung bedeutet eine vorsorgliche Benennung eines/r Nahestehenden für eine evtl. nötig werdende vormundschaftsgerichtliche Einsetzung einer gerichtlich kontrollierten Betreuung.

Die Patientenverfügung/Behandlungswünsche geben Anhaltspunkte für den maßgebenden Wunsch bei eigener Mitteilungsunfähigkeit für die medizinische bzw. pflegerische Versorgung/Behandlung/Unterbringung; das, was die Erklärenden getan bzw. was sie unterlassen haben möchten. Die Patientenverfügung ist also eine Voraus-Entscheidung. Eine aktive Sterbehilfe im Sinne einer Hilfe bei der Selbsttötung darf aber nicht verfügt werden. Dabei werden in der Patientenverfügung direkt die eigenen Vorstellungen an die behandelnd/versorgend Agierenden geäußert. In den niedergelegten Behandlungswünschen werden diese eigenen Vorstellungen an den/die Bevollmächtigten/Betreuer für seinen/ihren Einsatz formuliert, damit diese/r sie dann den Behandelnden/Pflegenden gegenüber zur Geltung bringt. Denn die schriftlich niedergelegten Behandlungswünsche sind für Betreuer/Bevollmächtigte nach § 1901a BGB bindend.

Während das 2011 in dritter Auflage herausgekommene 27seitige Patientenvorsorge-Heft der Kirchen mit Formularen zum Eintragen und Kästchen zum Ankreuzen sehr genau festgelegte Musterhilfen gibt, ist die ebenfalls im Januar 2011 auch in dritter Auflage erschienene 42seitige Patientenverfügungs-Broschüre der Diakonie ein stark erläuterndes, abwägendes Textheft.

#### Doppelt mit Hinweis-Kärtchen

Das Heft zur Christlichen Patientenvorsorge der Kirchen enthält in getrennter Heftung im Außenpaket ausführliche Definitionen und Erläuterungen der Materie. Innen sind in nochmaliger Heftung zweimal auf acht Seiten die Formulare für die Vorsorgevollmacht, die Betreuungsverfügung und die Behandlungswünsche/Patientenverfügung eingehftet: Einmal als Persönliches Exemplar (mit angeklebtem Hinweis-Kärtchen zum Mitführen in Geldbeutel/Brieftasche) und sodann

noch als Zweitexemplar für die Vertrauensperson.



Somit besitzt man fundierte, rechtssichere Papiere, die man nur noch auszufüllen hat. Man kann durch ledigliches Ankreuzen kundgeben, dass man Beschwerden und Schmerzen gelindert haben möchte, nicht künstlich ernährt sein möchte, Flüssigkeitszufuhr reduziert haben möchte, künstliche Beatmung, Dialyse, Bluttransfusionen sowie Antibiotika ausschließt, nach Möglichkeit zuhause verbleiben will und andernfalls bestimmte Krankenhäuser, Hospize oder Pflegeeinrichtungen vorschlägt.

Auch ist zum kirchlichen Beistand die Nennung von Personen oder seelsorgerlichen Diensten vorgesehen. Auf die regelmäßig nötigen Über-

prüfungen der Bekundungen wird man hingewiesen, worunter ein Zeitraum von alle zwei bis drei Jahre verstanden wird. Beratung durch medizinisch Erfahrene wird empfohlen und kann eingetragen werden.

#### Freiheit der Wahl

Die Broschüre des Diakonischen Werks DW zur Patientenverfügung problematisiert hier stärker die Vor- und Nachteile bestimmter Kundgaben. Sie gibt keine konkreten Formulierungsvorschläge, sondern verweist auf schon länger in Umlauf stehende Muster für Patientenverfügungen, die man sich besorgen mag und aus denen man sich seinen eigenen Text zusammen stellen kann. Sie hat mehr Behandlungssituationen als nur die Lebensend-Situation im Blick. Genannt sind in der Broschüre mit den jeweiligen Internetadressen die Patientenverfügungs-Vorschläge des Bundesjustizministeriums, das oben genannte Heft der Kirchen (von EKD, Bischofskonferenz und ACK) sowie das Papier zu Vorsorge, Vollmacht, Betreuungs- und Patientenverfügung des Bayerischen Staatsministeriums für Justiz und Verbraucherschutz.



Die DW-Broschüre ist also offener, verlangt aber vom für sich Vorsorgenden mehr Initiative und mehr Auswahl. So werden für die Patientenverfügung bzw. die Behandlungswünsche die möglichen Situationen reflektiert wie Sterbephase, nicht aufhaltbares Leiden, Verlust der Kommunikation (durch Demenz, apallisches Syndrom, Koma, Hirntrauma), akute Lebensgefahr, nicht endende Bewusstlosigkeit und akute psychische Krisen. Bei den für die Behandlungs-Akteure im Vorhinein festzulegenden (was soll getan werden?) bzw. auszuschließenden (was soll unterlassen werden?) Maßnahmen kann es sich handeln um künstliche Ernährung, Beatmung, Dialyse, Bluttransfusion, Operationen, Organersatz, Wiederbelebung, belastende Medikation, Schmerzbehandlung und -linderung, Fixierung oder Isolierung. Situationen und Maßnahmen werden in der Broschüre ausgiebig erläutert. Auf die Mithilfe medizinisch erfahrener Personen wird hingewiesen. Die nach der DW-Broschüre Vorgehenden haben immer zu überlegen, ob ihre Aussagen konkret genug abgefasst sind. Auch hier sollen die Vorgaben zeitnah aktualisiert werden, worunter man alle zwei bis drei Jahre zu verstehen hat. Vgl. auch unseren Bericht über den Kirchentag in Dresden in der Rubrik „Aus dem Evangelischen Seniorenwerk“.

#### Angaben zum Bezug

Christliche Patientenvorsorge durch Vorsorgevollmacht, Betreuungsverfügung, Behandlungswünsche und Patientenverfügung. Handreichung und Formular der Deutschen Bischofskonferenz und des Rates des Evangelischen Kirche in Deutschland in Verbindung mit weiteren Mitglieds- und Gastkirchen der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland. Zu beziehen u.a. über Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland, Herrenhäuser Straße 12, 30419 Hannover, Internet [www.ekd.de](http://www.ekd.de)

Patientenverfügungen aus christlich-diakonischer Sicht. Hg. Diakonisches Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland Stuttgart. Zu beziehen über: Zentraler Vertrieb des Diakonischen Werks der EKD, Karlsruher Straße 11, 70771 Leinfelden-Echterdingen. Internet [www.diakonie.de](http://www.diakonie.de)

## Kinder treten für Eltern ein Im Bedarfsfall sogar Schwiegerkinder-Haftung

Werden Eltern Leistungen der Sozialhilfe beziehen müssen, weil sie ihre Bedarfe nicht mehr finanzieren können, etwa Rente und Pflegekasse-Leistungen die Kosten im Pflegeheim nicht mehr tragen können, so trägt zunächst einmal der Staat durch den Sozialhilfeträger vor Ort die oft nicht beträchtlichen Rest-Kosten. Was viele nicht wissen: Die Sozialämter holen sich das vorgestreckte Geld bei den Angehörigen zurück, sogar rückwirkend.

Die Rechtsgrundlagen dafür sind der Elternunterhalt nach §§ 1601 ff. im Bürgerlichen Gesetzbuch BGB und der Forderungsübergang im Sozialhilferecht § 94 SGB XII. Diese Regelungen verpflichten die erwachsenen Kinder und praktisch auch deren Ehe- oder Lebenspartner (man spricht hier von der sogenannten Schwiegerkinder-Haftung), für die Deckungslücke im Bedarf der (Schwieger-)Eltern aufzukommen, wenn deren Mittel dafür nicht ausreichen. Zwar bleibt dem Angehörigen ein Selbstbehalt, so dass die Belastung nicht die finanziellen Möglichkeiten übersteigt. Doch der ist für ein Paar mit etwa 2.000 Euro monatlich knapp bemessen: Schon bei durchschnittlichem Einkommen kann der vom Amt geforderte Anteil mehrere hundert Euro pro Monat betragen.

Die Zahlung ist verpflichtend, die Erhebung zur Berechnung auch: Das amtliche Auskunftsgesuch der Sozialämter über die Einkommens- und Vermögensverhältnisse umfasst zahlreiche Positionen. Auf dieser Basis wird die Höhe der Zahllast festgelegt. Unter dem Stichwort „Elternunterhaltsrechner.de“ findet sich im Internet eine Möglichkeit zur Berechnung. Dies ist insbesondere zu empfehlen, um frühzeitig Rücklagen für den familiären Bedarfsfall aufzubauen. Wer

meint, als Elternteil oder Kind in näherer Zukunft betroffen zu sein, sollte sich mit dem Thema auseinandersetzen. Vielen dürfte zum Beispiel nicht bewusst sein, dass sogar Schenkungen, die zehn Jahre zurückliegen, zur Deckung der Kosten eingefordert werden können. Oder dass selbst Schwiegerkinder ohne eigenes Einkommen mit dem ihnen vom Partner faktisch zur Verfügung gestellten Teil von dessen Einkommen für die Bedarfe ihres Vaters/ihrer Mutter heran gezogen werden. Wer sich also vor Feststellung seiner Bedürftigkeit womöglich „arm gerechnet“ hat, könnte ein blaues Wunder erleben.

Weitere Auskünfte: Jörg Mielczarek, Verlag interna GmbH, Auguststraße 1, 53229 Bonn, Tel. 0228.854498-0; [www.interna-aktuell.de](http://www.interna-aktuell.de) bzw. [www.elternunterhaltsrechner.de](http://www.elternunterhaltsrechner.de)

## Der Vorstand tagt Sitzungen im Juli und September

Die Redaktion des ESW-Informationsbriefes wurde gebeten, die Termine der Sitzungen des Vorstands des ESW mitzuteilen, soweit sie in das Erscheinungs-Quartal des jeweiligen Informationsbriefes fallen. Die nächsten ESW-Vorstandssitzungen finden statt am Dienstag, 5. Juli 2011, in Frankfurt sowie am Montag, 12. September 2011, in Stuttgart. Die danach folgende Sitzung des ESW-Vorstandes ist dann erst wieder für Dienstag, 13. März 2012, in Stuttgart terminiert.

Herausgeber:  
EVANGELISCHES  
SENIORENWERK -  
Bundesverband für  
Frauen und Männer im  
Ruhestand e.V.

Vorsitz:  
Klaus Meyer, Schlieffenstr. 3,  
90491 Nürnberg  
Telefon/Fax: 0911/591602,  
e-Mail: Vorstand@eswb.de

Redaktion:  
Prof. Kurt Witterstätter,  
Alfred-Delp-Str. 1, 67346  
Speyer -V.i.S.d.PR-  
Tel.: 06232/3793, e-Mail:  
Kurt.Witterstaetter@  
t-online.de

Layout und Satz:  
Manfred Storck,  
Virchowstr. 14, 67063  
Ludwigshafen  
Tel.: 0621/523754, Fax:  
0621/62900160, e-Mail:  
Manfred.Storck@t-online.de  
oder  
esw.pressebuero@gmx.de

Zuschriften, Druckvorlagen  
und Fotos werden an die  
Redaktion erbeten!

Redaktionsschluß für die  
ESW-Info 4-2011 ist der  
1. September 2011

Ständige Mitarbeiter:  
Ingrid Bader und Gudrun  
Dirscherl, Ludwigshafen;  
Kalligraphie: Klaus Dieter  
Härtel, Bad Münster am  
Stein-Ebernburg;  
Druck: DW-Druckerei,  
Filderstadt.

Versand:  
ESW-Geschäftsstelle  
Frau Anneliese Alber

Der ESW-Informationsbrief  
erscheint vierteljährlich. Der  
Bezugspreis wird durch den  
Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Nachdruck gestattet, Beleg-  
exemplare sind Pflicht.

Geschäftsstelle  
Stafflenbergstraße 76  
70184 Stuttgart  
Postfach 10 11 42  
70010 Stuttgart  
Telefon: (07 11) 21 59 - 136 / 137  
Telefax: (07 11) 21 59 - 550  
[esw@diakonie.de](mailto:esw@diakonie.de)  
[www.evangelisches-seniorenwerk.de](http://www.evangelisches-seniorenwerk.de)